the university of connecticut libraries

hbl, stx

PT 8175.S685A19 1901

Kleine Dramen /

3 9153 00491625 2

PT/8175/S685/A19/1901

UNIVERSITY OF CONNECTICUT
STORRS, CT

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/kleinedramenaxel00stee

Im „Wiener Verlag“
sind bisher erschienen:

Essays.

Hermann Bahr, Secession
Umschlagzeichnung von Olbrich 2. Aufl. K 6.— = M 5.—

Hermann Bahr, Rede über Klimt. 1. und 2. Tausend
K —.20 = M —.20

W. Fred, Giovanni Segantini. (Illustriert mit einer Farbendrucktafel, zwei Heliogravuren und ca. 30 Autotypien.
K 7.20 = M 6.—

Max Graf, Wagner-Probleme und andere Studien.
2. Tausend. K 4.80 = M 4.—

Eugen Guglia, Friedrich von Gentz, eine biographische Studie
K 12.— = M 10.—

Michael Haberlandt, Cultur im Alltag K 4.20 = M 3.50

Richard Muther, Studien und Kritiken. Band I.: 1900,
Buchausstattung von Prof. J. Hoffmann K 9.60 = M 8.—
Das erste Tausend dieses Werkes war im Subscriptionswege schon vor Erscheinung vergriffen.

Robert Scheu, Culturpolitik K 2.— = M 1.80

Richard Specht, Kritisches Skizzenbuch
K 3.60 = M 3.—

Romane.

Carl Ewald, Die alte Stube übersetzt von Walther Ernst
Umschlagbild von Rudolf Jettmar K 3.— = M 2.50

E. Karlweis, Martins Ehe, eine Novelle in Briefen
Umschlagzeichnung von Hans Eisterer K 1.80 = M 1.50

Sophus Michaëlis, Aebelö übersetzt von Marie Herzfeld
K 3.60 = M 3.—

Sigbjörn Obstfelder, Tagebuch eines Priesters. Nachgelassener Roman deutsch von Louise Wolf
K 2.40 = M 2.—

Novellen.

Raoul Auernheimer, Rosen, die wir nicht erreichen.
Ein Geschichtenband
Mit Umschlagzeichnung von F. Fiebiger K 3.— = M 2.50

Barbey d'Aurevilly, Die Teuflischen („Les Diaboliques")
übersetzt von M. v. Berthof
Umschlagbild und Buchschmuck von Félicien Rops 2. u. 3. Aufl.
K 6.— = M 5.—

Felix Dörmann, Warum der schöne Fritz verstimmt war
Umschlagbild von Rud. Jettmar K 2.40 = M 2.—

Stefan Großmann, Die Treue, Novellen
Umschlagbild von Fidus K 3.— = M 2.50

Gustav Macasy, Novellen
Umschlagbild von Franz Schuster K 2.40 = M 2.—

Max Messer, Wiener Bummelgeschichten
Umschlagbild von Rudolf Jettmar K 2.40 = M 2.—

Arthur Morrison, Geschichten aus den Winkelgassen
übersetzt von Edward Falck
Umschlagbild von Emil Orlik K 3.— = M 2.50

Charlotte Nisle-Klein, Der Mann mit dem Pferdekopf
Novellen K 3.60 = M 3.—
Umschlagbild und Buchschmuck von Heinr. Nisle

Felix Salten, Der Hinterbliebene
Umschlagbild von A. Grosz K 2.40 = M 2.—

Henryk Sienkiewicz, Folget ihm nach! Drei Erzählungen
Aus dem Polnischen übersetzt von Clara Hillebrand. 2. Tausend
Umschlagzeichnung von Benno Mahler K 2.40 = M 2.—

Fjodor Sologub, Schatten übersetzt von Alex. u. Clara Brauner
Umschlagbild von Emil Orlik 2. Tausend K 3.60 = M 3.—

Vernon Lee, Schemen übersetzt von M. v. Berthof
K 4.20 = M 3.50

Süß Wallner, Hallstätter Märchen
Umschlagbild von Max Raschka K 2.40 = M 2.—

Elsa Zimmermann, Das Dunkle
Umschlag und Buchschmuck nach Angaben von Prof. Kol. Moser.

* * * „Das junge Paar", ein Leitfaden der Ehe
Mit einem Vorwort von Paul v. Schönthan — Illustriert von
Fritz Schönpflug 5.—10. Tausend. K 1.20 = M 1.—

Theater:

Hermann Bahr, Der Franzl, fünf Bilder eines guten Mannes.
Buchschmuck von Alfred Roller 2. u. 3. Aufl. K 6.— = M 5.—

Roberto Bracco, Untreu, Komödie übersetzt von Otto Eisenschitz
Umschlagzeichnung von Emil Orlik K 2.40 = M 2.—

Roberto Bracco, Tragödien der Seele, Schauspiel
übersetzt von Otto Eisenschitz K 2.40 = M 2.—

Georges Courteline, Boubouroche (Boubouroche — Der Herr Commissär — Sein Geldbrief — Monsieur Badin)
übersetzt von Siegfried Trebitsch
Umschlagbild nach der französischen Originalausgabe von A. Barrère

Felix Dörmann, Zimmerherren, Komödie
Aufführung von der Wiener Censur verboten. K 2.40 = M 2.—

Felix Dörmann, Die Krannerbuben, Komödie
Umschlagzeichnung von Hans Eisterer K 2.40 = M 2.—

Pérez Galdós, Electra, Drama
einzig autorisierte Übersetzung aus dem Spanischen von Rudolf Beer.
K 3.60 = M 3.—
(Ungekürzte Originalausgabe mit den von der Censur gestrichenen Stellen.)

Hugo Ganz, Der Rebell, Drama K 2.40 = M 2.—

Julius von Gans-Ludassy, Der letzte Knopf, Volksstück
Original-Ausgabe mit den von der Censur gestrichenen Stellen
2.—3. Auflage. K 2.40 = M 2.—

Eugen Herbert, Frau Julie Niendorf. Drama
K 2.40 = M 2.—

E. Karlweis, Das grobe Hemd, Volksstück
Umschlagzeichnung von Emil Orlik K 2.40 = M 2.—

Felix Salten, Der Gemeine, Schauspiel K 2.40 = M 2.—

Franz Schamann, Liebe, Volksstück K 2.40 = M 2.—

Karl Schönherr, Die Bildschnitzer, eine Tragödie braver Leute 2. u. 3. Aufl. K 1.50 = M 1.25

Axel Steenbuch, Kleine Dramen,
autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Francis Maro
K 4.20 = M 3.50

Giovanni Verga, Die Wölfin, Sicilianische Volksscenen
übersetzt von Otto Eisenschitz K 1.80 = M 1.50

L. Ysaye, Zwischenspiele in Versen
Umschlagbild und Buchschmuck von Fanny Zakucka
K 3.— = M 2.50

In Vorbereitung für Herbst 1901:

Georges Rodenbach, Die stille Stadt, Schauspiel, Der Schleier, Schauspiel deutsch von Siegfried Trebitsch

Georges Courteline, Gerichtsposſen, deutsch von S. Trebitsch.

Octave Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer
einzig autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
Umschlagbild von Fritz Schönpflug K 6.— = M 5.—
(Bisherige Auflagehöhe der Original-Auflage 70.000 Exemplare.)

Arthur Morrison, Ein Kind des Jago, Roman
einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Clara Marcus

Hans Jäger, Chriſtiania—Bohême, Roman
einzig autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von G. Morgenstern

Felix Salten, Gedenktafel der Prinzeſſin Anna.

Axel Steenbuch

Axel Steenbuch

Kleine Dramen

Kleine Dramen

Einzig autorisirte Übersetzung aus dem Dänischen

von

Francis Maro

Umschlagzeichnung von Emil Orlik

Wiener Verlag

1901

PT
8175
S685
A19
1901

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn

Inhalt

	Seite
Liebe	1
Die Kamelie	31
Nach Jahr und Tag	61
Die Grenze	89
Die Schwestern	131
Im Dunkeln	169
Mazurka	195

Liebe

Personen:

Der Unglückliche.

Der Glückliche.

I. Act.

(Später Abend. Schwarze Wolken. Man sieht die Kronen der Bäume nicht, hört nur wie Wellenbrausen, wenn der Wind über ihnen rauscht. Unten auf der Erde Flüstern und Knistern in den Büschen, die von der Luft bewegt werden. Zwei erleuchtete Fenster, wie Augen, die in die tiefe Dunkelheit starren. Das Haus selbst sieht man nicht.

Der Laut einer Thüre, die vorsichtig geöffnet wird. Kein Lichtstreifen fällt durch die Spalte. Etwas später heimliche Schritte auf dem Kies. Dann heult der Wind. Auf einmal raschelt das Laub und knacken die Zweige. In wildem Sprunge bricht jemand durch ein dichtes Gebüsch. Der Glückliche greift mit beiden Händen zu. Seine Nägel bohren sich beinahe ein.)

Der Glückliche.

Wer bist Du? Du willst nicht heraus mit dem Namen, Du? Aber ich muss ihn haben. Ich werde ihn aus Dir herausschütteln, wie man Früchte von einem Baum schüttelt. — Dieb! Schurke! Räuber! — Heraus mit dem Namen, sage ich Dir! — Willst Du nicht? und Du versuchst gar nicht, Dich frei zu machen — und Du stöhnst nicht einmal — so erwürge ich Dich, ohne zu wissen, wer Du bist! Dieb! Unglücksvogel! — (Lässt ihn los und sagt leise.) Ich kenne nur einen, der so regungslos bliebe, wenn man ihm die Kehle zusammenschnürt. So bist Du es doch.

Der Unglückliche.

Das wufsteſt Du gleich.

Der Glückliche.

Seit fünf Jahren wufste ich, dafs, wenn jemand in einer dunklen Nacht um das Haus ſchlich und ſich hinter den Büſchen verbarg, Du es ſein mufsteſt. — Ich fieng es klug an, nicht wahr? Ich kam hinter Dir, Du!

Der Unglückliche.

Ich habe Dich die ganze Zeit geſehen. — Dein weifses Geſicht, das Du drinnen in dem dunkeln Zimmer rechts von der Veranda an die Scheibe drückteſt — die kleine Seitenthür, die Du aufſchloſſeſt und durch die Du Dich hinausſtahlſt —

Der Glückliche.

Und Du entliefſt nicht?

Der Unglückliche.

Nein.

Der Glückliche.

Du biſt wohl ſehr muthig?

Der Unglückliche.

Mir war nie bange.

Der Glückliche.

Ich hätte Dich erwürgen können.

Der Unglückliche.

Du thateſt es ja nicht. Sollen wir miteinander ſprechen oder uns trennen?

Der Glückliche.

Willst Du vielleicht hinauf zum Licht, wo wir unsere Züge sehen können?

Der Unglückliche.

Wie Du willst.

Der Glückliche.

Ich — ich — ich will Deine nicht sehen.

Der Unglückliche.

Wie Du willst.

Der Glückliche.

Lass' uns weiter vom Hause fortgehen! Dort am äußersten Ende des Gartens steht eine Bank. Gib acht, wohin Du trittst! Ich will Dich hinführen! Ich bin hier bekannt.

Der Unglückliche.

Das bin ich auch.

Der Glückliche.

Also nicht das erstemal. Wie lange?

Der Unglückliche.

Nur eine Woche. — Nun wärest Du beinahe gestrauchelt.

Der Glückliche.

Man kann den Weg kaum vom Rasen unterscheiden.

Der Unglückliche.

Mein Sinn hat sich an die Dunkelheit gewöhnt. Ich kann sehen, dass der Rasen grün ist.

Der Glückliche (während sie gehen).

Das hier ist ein großes Rosenbeet.

Der Unglückliche.

Ich erkenne den Duft.

Der Glückliche.

Hier stehen Nelken.

Der Unglückliche.

Ich habe eine aufbewahrt — als es Tag wurde, sah ich, dass sie roth war.

Der Glückliche.

In dieser Richtung ist eine Akazie.

Der Unglückliche.

Ich weiß es. Ich strich einmal nachts mit der Hand über eines der Blätter und erkannte die Form.

Der Glückliche.

Schweig still!

Der Unglückliche.

Wenn wir nun um diese Ecke biegen, sind wir bei der Bank.

Der Glückliche.

Schweig still! Schweig still! — (Setzt sich.) Hier sind wir geborgen und im Dunkeln.

Der Unglückliche.

Ja, hier bist Du sicher — hier kannst Du mein Antlitz nicht sehen.

Der Glückliche.

Bist Du grau geworden?

Der Unglückliche.

Vor Sehnsucht.

Der Glückliche.

Aber ich bin derselbe geblieben.

Der Unglückliche.

Ich sah gleich, daſs Du weiß geworden bist.

Der Glückliche.

Kannst Du auch meine Züge sehen?

Der Unglückliche.

Sie sind alt geworden.

Der Glückliche.

Ich — ich — ich habe so furchtbar gelitten.

Der Unglückliche.

Sollen wir also miteinander sprechen? Sollen wir mit dem Anfange beginnen? Dem Sommertage in der Allee, wo wir auf- und abgiengen, Du 24 Jahre, ich 23, gute Freunde, tagaus, tagein, seit wir Kinder waren. Keiner von uns konnte sie lassen, keiner von uns wollte sie lassen — sie — sie! Ich war der erste

gewesen; ich vertraute Dir an, wie ich träumte — damals vertraute ich Dir ja alles an. Dann sahen Deine Augen sie — früher hattest Du sie übersehen. Weißt Du noch, wie ich Dir in der Allee sagte, sie sollte dem von uns angehören, der sie gewinnen könnte? Wir wollten ehrlich gegeneinander vorgehen, wir wollten fortfahren, Freunde zu sein.

Der Glückliche.

Das konnten wir ja nicht.

Der Unglückliche.

Du konntest nicht. Aber — kämpfen wollten wir — der sollte sie besitzen, der sie erringen konnte.

Der Glückliche.

Und errang ich sie nicht?

Der Unglückliche.

Darum gehörte sie Dir ja auch an.

Der Glückliche.

Aber zogst Du Dich zurück?

Der Unglückliche.

Ich kann sie ja noch immer gewinnen.

Der Glückliche.

Du verfolgst uns.

Der Unglückliche.

Nein, ich folge bloß nach — ich warte.

Der Glückliche.

Worauf?

Der Unglückliche.

Hätte ich nicht den Glauben daran, so lebte ich nicht.

Der Glückliche.

Wie fandest Du uns?

Der Unglückliche.

Ich streifte durch die Welt und spähte über die höchsten Mauern und die dichtesten Büsche an einsamen Orten.

Der Glückliche.

Und so hast Du all die fünf Jahre unserer Spur nachgejagt?

Der Unglückliche.

Seit jenem Abend. In den ersten zwei Jahren, nachdem sie die Deine geworden war, sahst Du mich so selten, wie man eine Kornblume auf der Düne sieht. Aber mir entgieng nichts, denn ich hielt Wacht mit Augen, vor denen nichts verborgen bleiben kann. Und dann sagte ich Dir, dass — ja, Du erinnerst Dich noch? an demselben Abend? — Du hast sie wieder verloren, und so ist sie nicht länger rechtmäßig Dein! — Am nächsten Morgen wart ihr fort — ich dachte daran, wie Du gezittert hattest, als ich zu Dir sprach.

Der Glückliche.

Ich hatte sie ja gewonnen. Ich hatte sie ja gewonnen!

Der Unglückliche.

In einem Rausch, der vorüber war, als die Augen klar wurden.

Der Glückliche.

Du hast einen festen Glauben.

Der Unglückliche.

Sonst lebte ich nicht.

Der Glückliche.

Sie hat nicht einmal Deinen Namen genannt.

Der Unglückliche.

Aber ich bin immer in ihren Gedanken.

Der Glückliche.

Glaubst Du das?

Der Unglückliche.

Du auch! Sonst würdest Du mich nicht fürchten. Ich sehe Dich ruhelos umhergehen — mein Bild spiegelt sich in ihren Augen, wenn sie Dich ansieht — und wenn sie zu Dir spricht, hörst Du nur den Widerklang meiner Stimme.

Der Glückliche.

Hast Du sie gesehen?

Der Unglückliche.

In Gedanken.

Der Glückliche.

Sie ist noch dieselbe.

Der Unglückliche.

Ja, immer. Sie wird stets so sein. Aber fünf Jahre haben sie um zwanzig Jahre älter gemacht.

Der Glückliche.

Woher weißt Du das?

Der Unglückliche.

Könnte ich das nicht wissen, so liebte ich sie nicht. Ich sehe ihren Blick, wenn ihre Augen geschlossen sind, und ich höre ihre Gedanken, wenn sie nicht spricht. — Sag' mir, warum klagt sie im Schlafe?

Der Glückliche.

Hast Du das gehört?

Der Unglückliche.

Eines habe ich wirklich gehört — abends, nachts — durch die verschlossenen Läden — und da schlief sie nicht. Ihre Stimme zitterte, als sie jammerte. Es war wie ein langer Schrei, der in viele kleine getheilt wird. Sie ist krank.

Der Glückliche.

Das ist in den letzten Jahren gekommen.

Der Unglückliche.

In den letzten fünf Jahren.

Der Glückliche.

Häufiger und häufiger. Ihr Körper windet sich in Krämpfen. Schaum steht vor ihrem Munde — sie leidet, sie leidet — ach, sie leidet! Alles habe ich versucht, Ärzte von Ost und West —

Der Unglückliche (steht auf).

Höre! — Höre, nun wieder! Wie sie jammert! Kannst Du sie nicht freigeben? Kannst Du nicht?

Der Glückliche.

Ich kann nicht.

Der Unglückliche.

So gehe hinauf zu ihr! Streichle nur ihre Wange! Küsse nur ihre bangen Augen! Lege Deinen Arm unter ihren müden Kopf! — Gute Nacht! (Geht.)

Der Glückliche (ruft ihm nach).

Geh'! Geh! — Falle über die Steine! Stürze an die Bäume! Ich hasse Dich! Dieb! Räuber! Warum erwürgte ich Dich nicht?

II. Act.

(Morgens. Eine Bodenkammer in einem Dorfwirtshaus. Die Sonne scheint durch das Dachfenster auf die weißgetünchten Wände. Ein Bett mit Strohsack, ein wackeliger Sessel, ein wurmstichiger Tisch aus Tannenholz — keine anderen Möbel. Der einzige Luxus ist ein Buch, in dem der Unglückliche liest, und ein halbes Hufeisen über der Thüre. Es klopft.)

Der Glückliche.

Ja, nun sehe ich — Du bist wirklich grau geworden. Du findest vielleicht auch, dass ich —?

Der Unglückliche.

Ich sah Dich ja jüngst im Dunkeln.

Der Glückliche.

Hier ist es nicht behaglich.

Der Unglückliche.

Du weißt, ich war nie reich — in diesen Jahren bin ich nicht reicher geworden. (Steht auf.) Nimm den Stuhl hier! Ich setze mich auf das Bett.

Der Glückliche (setzt sich).

Wunderst Du Dich nicht über mein Kommen?

Der Unglückliche.

Ich habe Dich erwartet.

Der Glückliche.

Aber Du ahntest doch nicht, dass ich es war, der klopfte?

Der Unglückliche.

Ich erkannte Deinen Schritt auf der Treppe.

Der Glückliche.

Hörtest Du, dass ich strauchelte?

Der Unglückliche.

Wärest Du sicher heraufgekommen, hätte ich nicht geglaubt, Du seiest es — sage mir nun, was Du willst.

Der Glückliche.

Ich wollte Dich sehen.

Der Unglückliche.

Das ist nicht wahr.

Der Glückliche.

Ich — ich hatte Lust mit Dir zu sprechen.

Der Unglückliche.

Das ist auch nicht wahr.

Der Glückliche.

Was denn?

Der Unglückliche.

Nun ist sie sterbenskrank.

Der Glückliche.

Wer hat Dir das gesagt?

Der Unglückliche.

Ihr Jammern klang wie das eines verlassenen Kindes.

Der Glückliche.

Ich — ich kann es nicht länger ertragen. Nacht und Tag, Tag und Nacht — ach, wie sie leidet! Ach, wie ich leide! — — So sage es doch! Du weißt ja so gut, weshalb ich hier bin. — So sage es doch!

Der Unglückliche.

Sage es selbst!

Der Glückliche.

Willst Du kommen?

Der Unglückliche.

Willst Du von ihr lassen?

Der Glückliche.

Ich kann nicht. Willst Du dennoch kommen?

Der Unglückliche.

Weißt Du, was ein Arzt thut, wenn er einen Kranken heilt, der ohne seine Hilfe sterben würde? Er schenkt einem Menschen das Leben, er setzt einen Menschen in die Welt. Begreifst Du, was dies heißen will? Wenn er nun weiß, dass es ein Leben bitterster Noth ist, das diesen Menschen erwartet? Glaubst Du

nicht, dass der Arzt damit den Sterbenden gleichsam verräth?

Der Glückliche.

Verliere keine Zeit. Es hat Eile.

Der Unglückliche.

Weißt Du auch selbst, was Du willst?

Der Glückliche.

Nur, dass Du bei ihr bist, nur dass sie fühlt, dass Du bei ihr bist! — Ja, Du siehst, was aus mir geworden ist — hier sitze ich und bettle — so bin ich geworden — kein Schlaf — kein Friede —

Der Unglückliche (steht auf).

So komm! Ich will dennoch mit Dir gehen. — Bleibst Du sitzen? Hat es keine Eile?

Der Glückliche.

Sage mir nur das eine. Wenn Du zu ihr kommst — was wirst Du thun?

Der Unglückliche.

Ist Dir bange? Willst Du einen Vertrag? — ob ich ihr Haar glätten darf — ob ich ihre kalte Hand in der meinen wärmen darf — ob ich ihre Stirne küssen —

Der Glückliche.

Das darfst Du nicht.

Der Unglückliche.

Was nützt es im Grunde, dass ich mitgehe? Wenn wir zur Thüre kommen, wagst Du es ja nicht, sie mir zu öffnen.

Der Glückliche.

Du darfst ihr nicht in die Augen sehen, nicht so, hörst Du?

Der Unglückliche.

Seit Wochen liegt sie ja mit geschlossenen Augen da.

Der Glückliche.

Du darfst ihr auch nichts zuflüstern.

Der Unglückliche.

Wäre sie bei Bewusstsein, so dass sie hören und verstehen könnte, so wärest Du nicht da. Komm! Warum zögerst Du wieder?

Der Glückliche.

Versprichst Du mir —

Der Unglückliche.

Du kannst Dir Deine Vorsicht sparen. Ich nehme sie Dir nicht fort — nicht heute — ich kann warten. Hörtest Du, was ich Dir früher von der Verantwortung des Arztes sagte? Ich gehe dennoch mit Dir. Denn wenn sie stürbe, würde sie ja niemals mein. Deshalb mache ich sie gesund und gebe Dich ihr zurück. Komm nun! Du schwankst. Lass mich Dich die Treppe hinunterführen. Sie ist steil, wie eine Jakobsleiter.

III. Act.

(In der Villa. Der Glückliche und der Unglückliche kommen herein und bleiben im Vorsaale stehen.)

Der Unglückliche.

Ich, glaube, hier sind Sammetleisten an den Thüren.

Der Glückliche.

Damit man es nicht hört, wenn jemand unbedachtsam zuschlägt.

Der Unglückliche (sieht sich um).

Ein ganzer Garten!

Der Glückliche.

Du weißt doch —

Der Unglückliche.

Ja, sie hat immer die Blumen geliebt.

Der Glückliche.

Gehen wir hinauf. (Er geht.)

Der Unglückliche.

Sammtteppiche auf den Stufen.

Der Glückliche.

Ja, damit man weicher geht.

Der Unglückliche.

Die alte Glasmalerei da auf dem Fenster —

Der Glückliche.

Das färbige Glas dämpft das Licht. — Die Sonne darf hier nicht blenden.

Der Unglückliche.

Und die Seidenvorhänge — ich entsinne mich nicht, je eine so schöne Farbe gesehen zu haben.

Der Glückliche.

Du weißt doch —

Der Unglückliche.

Ja, sie liebte die Farben und hatte Augen für das Schönste. Es ist wunderbar, wie das auf der Seide spielt. Die Sonne bricht durch den rothen Kleidersaum der Jungfrau Maria im Fensterglas und schlängelt sich gleich einer rothen Ader hinab in den Schatten der Gardinenfalten. — Warum ergreifst Du meinen Arm?

Der Glückliche.

Hörst Du nichts?

Der Unglückliche.

Was?

Der Glückliche.

Wie sie jammert.

Der Unglückliche.

Dieser Laut ist nie mehr von mir gewichen, seit ich ihn zum erstenmale vernahm. Da schnitt er gleich scharfen Messern in meine Seele. Doch von Tag zu Tag klang er milder; ich hörte ihn so rührend wie Kinderweinen; und nachts schlug er an mein Ohr, wie kleine Silberglocken. — (Zeigt hin.) Hier ist die Thüre.

Der Glückliche.

Erräthst Du das?

Der Unglückliche.

Ich fühlte, wie Du erzittertest, als wir näher kamen. Wagst Du es, sie zu öffnen?

Der Glückliche.

Ich kann nicht.

Der Unglückliche.

So will ich es thun.

Der Glückliche.

Nein, ich will es selbst. (Öffnet die Thüre.)

(Der Plafond in heller Seide. Die Wände mit zarten Stoffen in schönen Farben überzogen. Der Teppich trägt bleiche Rosen, die tief unter den unhörbaren Schritten einsinken. In der Mitte des Saales ein einfaches Feldbett.)

Der Unglückliche.

Lasse mich nur los! Du hast nichts zu fürchten. Sieh sie nur an! Ein krankes, machtloses Kind, das nicht ja sagen könnte, wenn ich sie bäte, und nicht

nein, wenn ich ihr etwas zuleide thun wollte. Es wäre Entheiligung, nur ihr Haar von der Stirne zu streichen. — Ist das Dein Sitz, dort neben dem Bette? Du mußt ihn mir einen Augenblick leihen. Ich will mich hinsetzen und sie lehren, mit rothen Wangen zu träumen.

Der Glückliche.

Flüstere ihr nichts zu.

Der Unglückliche.

Ich spreche gedämpft in der Kirche.

Der Glückliche.

Darf ich mich neben Dich setzen?

Der Unglückliche.

Setze Dich, wohin Du willst. Für mich bist Du doch nicht da — und auch für sie nicht (setzt sich an das Bett). Julie, gedenkst Du noch der Sommertage, da der Bach durch den Garten lief mit klarem Wasser und die Rosen wiederspiegelte und über blanke Steine rieselte und Dich und mich widerspiegelte, zwei lächelnde Kinder zwischen den großen Blättern des Huflattich. Und wir brachen die Blätter und ließen den Bach die Stücke als Boote forttragen — weit fort, wo wir sie nicht mehr sehen konnten. Wir dachten, sie nahten sich Gefilden, wo große leuchtende Blumen wuchsen, mit betäubendem Duft. — Die Boote kommen zurück! Die Boote kommen zurück!

Der Glückliche.

Was meinst Du?

Der Unglückliche.

Julie! Gedenkst Du des Abends unter den dichten Linden? Was des Tages Lärm verschlungen hatte, erweckten ihre Blüten zu neuem Leben und dufteten ein süßes Märchen. In den Bäumen wiegten sich Vögel, Singvögel. Ihre Triller zitterten in der Luft über unseren Häuptern, und da war einer, der flötete so wehmüthig. Und dann — flog einer nach dem andern fort von uns, einer nach dem andern hörte auf, zu singen. Es war Abend. Die Vögel flogen ins Nest, die Vögel sollten schlafen, während die Nacht bange dalag und der Morgensonne harrte. — Julie! Die Vögel kommen wieder! Die Vögel kommen wieder!

Der Glückliche.

Ich verstehe Dich nicht — Deine Stimme klingt wie aus weiter Ferne.

Der Unglückliche.

Julie, kleine Julie! Entsinnst Du Dich eines Morgens, da Luft und Meer schimmernd zusammenflossen? Kleine dunkle Boote, die verankert lagen, sahen aus, als ob sie in der Luft hiengen und sich in einem lichten Himmel spiegelten. Bei jedem kleinen Stücke, das unser eigenes Boot vorkam, als ich ruderte, glaubten wir uns dem Horizonte näher — doch nie kamen wir an die Stelle, wo Wasser und Luft ineinander übergiengen. Wir steuerten einem

Märchenlande zu, dessen Ufer stets zurückwich. Von draußen rollte Welle auf Welle heran und schlug an unser Steuer und wollte das Boot aufhalten. Alle Wellen stießen uns zurück, keine Welle trug uns hin. — Julie, kleine Julie, die Wellen rollen zurück! Die Wellen rollen zurück!

Der Glückliche (steht auf).

Sieh! Sieh! — siehst Du nicht? — Blut in den Wangen! Seit Jahr und Tag waren sie weiß, wie Wachs. Sieh doch! Sieh!

Der Unglückliche (steht auf).

Ja — nun habe ich sie Dir zurückgegeben.

Der Glückliche.

Sie erwacht! Nun eile fort!

Der Unglückliche.

Damit ich ihren Schrei nicht höre, wenn sie die Augen aufschlägt und sich umsieht und mich nicht findet. Aber -- Du wirst ihn hören! Du wirst ihn hören!

Der Glückliche.

Eile Dich!

Der Unglückliche.

Wie Du willst.

IV. Act.

(Abends. Eine dunkle Kammer in der Villa.)

Der Unglückliche (öffnet die Thüre).

Hier bist Du, nicht wahr? Dort in der dunklen Ecke?

Der Glückliche.

Du hast wohl das ganze Haus nach mir durchsucht?

Der Unglückliche.

Ich sah vom Garten aus in die Fenster. Da, wo es am dunkelsten war und am fernsten der Stelle, wo sie starb, da suchte ich Dich gleich.

Der Glückliche.

Du glaubst vielleicht, dass ich mich vor Dir verbarg?

Der Unglückliche.

Eher vor Dir selbst, wenn Du es könntest.

Der Glückliche.

Ich spähte heute in der Kapelle nach Dir. Du warst nicht da?

Der Unglückliche.

Ich sagte ihr daheim Lebewohl. In meine Kammer unter dem Dache ließ ich einen Gärtner Akazien und Eichenzweige bringen und verkleidete die nackten Wände. Auf meinen Tisch breitete ich ein Tuch, schimmernd weiß, wie ein Leichenkleid, und darauf stellte ich Rosen und Nelken und eine Flasche Burgunder. Zwei Gläser waren da und ich schenkte in beide ein. In all den fünf Jahren kam kein Wein über meine Lippen — ich konnte keinen kaufen. Ich hörte die Glocke vom Thürmchen der Kapelle läuten und die Wagenräder durch den feuchten Kies auf dem Wege unter meinem Fenster rollen. Ich sah nicht hinaus. Ich hob das Glas zur Sonne — der Wein glühte, wie Herzblut — und ich blickte in einen lichten Himmel, der stille dalag — eine Schwalbe kreiste, eine Lerche stieg — ich flüsterte Lebewohl und Dank.

Der Glückliche.

Für mich war der Tag lähmendes Entsetzen. Das Licht blendete meine Augen. Der Rosenduft in der Kapelle machte mich schwindelig . . . gleich dumpfen Schlägen fielen die Klänge der Glocken auf mein Haupt. Und Du — Du konntest Feste feiern? . . . . Was wirst Du nun thun?

Der Unglückliche.

Soll ich Dir sagen, was Du thun wirst? Du wirst einen Tag in tiefer Dunkelheit sitzen, aber am nächsten Tage ziehst Du die Vorhänge nicht mehr zu,

und am dritten Tage gehst Du hinaus in die Sonne. Und in kurzer Zeit wirst Du Feste feiern. Auf Deinen Tisch breitest Du ein Tuch, so schimmernd weiß, wie ein Leichenkleid, und darauf stellst Du Rosen und Nelken und eine Flasche Burgunder und zwei Gläser, und Du schenkst in beide ein, und sie werden beide geleert. Du hältst Dein Glas nicht zur Sonne, Du siehst nicht, dass der Wein die Farbe des Herzblutes hat. Aber während Du trinkst, bist Du halb berauscht von dem Dufte glänzenden Haares. — Glücklicher Mann! Glücklicher Mann! Dir werden viele Feste. Du bist kein Stiefkind, wie ich, das nur einmal im Leben ein Fest feiern kann.

Der Glückliche.

Du warst stets ein Freund von Räthseln.

Der Unglückliche.

Ich schließe bloß von einem aufs andere. Du hast heute so viel geweint — es wird so kommen, wie ich sage.

Der Glückliche.

Aber Du? Du gehst wohl in ein Kloster?

Der Unglückliche.

Ich will am Wege Steine klopfen. An der breiten Landstraße mit den hundert Spuren —, da, wo der weiße Spitzwegerich und die blaue Cichorie im heißen Sande wurzeln und in der Mittagssonne glühen — dort will ich am Grabenrande sitzen. Und mit dem schweren Eisenhammer mit dem kurzen Schaft will ich

die großen Steine spalten, die die Meereswellen durch Jahrtausende rund geschliffen haben — einförmig will ich sie in kleine Brocken zersplittern, damit man sie in den Kies legen kann, wo die Wagenräder zu tief einsinken. Ein Hausmannshund wird heranlaufen und meine Hand lecken und meinen Imbiss theilen. Müde, alte Fußgänger und singende Jugend, die vorüberfährt, werden mir Gruß und Lebewohl zunicken. So wird das Leben an mir vorbeiziehen, das schöne, hastige Leben, das hier dem Kummer, hier dem Glücke nacheilt — ich sitze nicht träge da und sehe zu — ich thue eine Arbeit, die ein anderer auf sich nehmen müsste, wenn ich nicht wollte. Vielleicht, eines Tages, wenn die Sonne hoch steht, entsinkt mir der Hammer — der einzige, den es kümmert, ist der Hausmannshund, der mir die Augen mit der Zunge zudrückt, während er nach dem Imbiss schnüffelt.

Der Glückliche.

Was thust Du da?

Der Unglückliche.

Ich entzünde ein Licht. (Er thut es.) Du wirst wohl nichts dagegen haben, dass ich Stube für Stube durch das Haus gehe, bloß zum Gruß und Lebewohl? — Gehst Du mit?

(Sie gehen aus der Kammer heraus und langsam treppauf, treppab von einem Zimmer zum andern.)

Der Glückliche.

Hier ist das Speisezimmer.

Der Unglückliche.

Du brauchst mir nicht ihren Platz zu zeigen. Ich sehe sie dort. Das eine Licht, das ich in der Hand trage, blendet, wie viele. — Ich höre Lachen und Gläser klingen. Aber dort, wo sie sitzt, die bleiche Hausfrau, ist es stille, ganz stille.

Der Glückliche.

Hier ist die Wohnstube, wo wir des Abends saßen.

Der Unglückliche.

Sie hatte einen Schirm über der Lampe. Ich will das Clavier nicht aufschließen — ich sehe ohnehin ihre weißen Finger auf den weißen Tasten — und ich höre die Töne — ich erkenne die Melodien.

Der Glückliche.

Und hier drinnen saßen wir oft an warmen Tagen — am Vormittag — wir hatten die Altanthüren geöffnet.

Der Unglückliche.

Hier an der Thüre ist sie gesessen — dort in dem niedrigen Sessel — und hat die Luft tief eingeathmet und über den Garten geblickt und gespäht —

Der Glückliche.

Diese Thüre — das Schlafzimmer.

Der Unglückliche.

Wir schleichen uns sachte vorbei. Ich will nicht hinein.

Der Glückliche.

Hier ist —

Der Unglückliche.

Ich weiß. Ein kleiner, heimlicher Raum, wo sie sich in müden Stunden barg, wenn sie fror und nicht lächeln konnte. Das Kissen schob sie unter den Nacken — ich sehe noch das Haar auf der Seide schimmern.

Der Glückliche.

Rühre das Kissen nicht an.

Der Unglückliche.

Sei unbesorgt! Selbst wenn noch eines ihrer weichen Haare daran hienge, sollte es liegen bleiben. Diese Thüre steht offen — Du kannst ruhig sein — ich werde ihr Ankleidezimmer nicht betreten. Aber — sage mir nur: Was ist das? Das dort? — Waren Kinder im Hause?

Der Glückliche.

Was meinst Du?

Der Unglückliche.

Das Kleid dort!

Der Glückliche.

Es war das ihre.

Der Unglückliche.

So klein — so klein. Ich hatte vergessen, dass sie so klein war. Für mich ist sie von Tag zu Tag gewachsen — wenn ich mir vorstellte, wie sie ihre Hände auf mein Haupt legte, so beugte sie sich immer hernieder. (Er kommt näher.) Ist es wirklich ihres? So klein war sie — wie ein Kind — so klein.

Der Glückliche.

Rühre es nicht an!

Der Unglückliche.

Ihr Kleid?

Der Glückliche.

Rühre es nicht an, sage ich Dir. Rühre es nicht an!

Der Unglückliche.

Bloß fühlen, ob der Stoff weich ist, sonst nichts.

Der Glückliche.

Nicht mit einer Fingerspitze! Sie war mein! Du hast auf nichts von ihr ein Recht. Geh! Fort! Ich ertrage Dich nicht. Von Stube zu Stube schleichst Du Dich, wie ein Dieb. Du bist hergekommen, um zu stehlen. Du saugst ihren Athem ein, der die Luft hier erfüllt hat, Du fängst ihre Blicke auf, die auf allem hier geruht haben. Hinaus! Fort von hier, sage ich.

Der Unglückliche.

Ich gehe, ich gehe. Ich bin trotz alledem glücklicher als Du — mir kannst Du nichts stehlen. Lebe wohl! Ich gehe nun, um Steine zu klopfen für gebahnte Wege. Fährst Du eines Tages vorbei, um Feste zu feiern, so begegnen Dir meine Augen vom Grabenrand. Der arme Steinklopfer wird den Hammer ruhen lassen und die Mütze lüften, nach armen Mannes Weise, wenn Du vorüberfährst.

Die Kamelie

Perſonen:

Er. Sie. Die Frau.

I.

(Die Straße. Zeitig am Abend. Großflockiger Schnee, der nicht stöbert, nicht fällt, sondern bloß sinkt. Man hört keine Fußtritte. Die klarsten Stimmen vernimmt man wie durch einen Nebel.)

Er.

Ich konnte nicht anders — ich mußte doch hören, wie es Dir gieng.

Sie.

Danke.

Er.

Ich erkannte Dich gleich.

Sie.

Könntest Du mir begegnet sein, ohne mich zu erkennen?

Er.

Und dann sah ich, wie Du Dich umwendetest und gleich mir stehen bliebst.

Sie.

Mein Herz klopfte — denn, wenn Du doch nicht zu mir zurückgekommen wärest . . .

Er.

Was dann?

Sie.

Aber Du kamst ja.

Er.

Willst Du ein wenig mit mir gehen — hinüber, über die Brücke — durch die Allee? — Es ist lange her, seit wir uns zuletzt gesehen haben.

Sie.

Nächsten Monat drei Jahre.

Er.

Ach ja — es ist ja etwas so rein Zufälliges um Begegnungen.

Sie.

Besonders, wenn man sich eigentlich nicht begegnen darf.

Er.

Willst Du meinen Arm nehmen?

Sie.

Darf ich wirklich?

Er.

Wie warm Deine Hand durch den Handschuh ist.

Sie.

Danke.

Er.

Warum dankst Du mir?

Sie.

Du hast meine Hand gestreichelt.

Er.

Liebe Annette!

Sie.

Das sagtest Du weich! — Verzeihe! Ich glaube, ich drückte Deinen Arm.

Er.

Wohnst Du hier draußen?

Sie.

Nein, Du auch nicht.

Er.

Weißt Du das?

Sie.

Ihr habt einen Balkon bei euerer Wohnung. Gestern sprang eine Camelie auf dem Stocke auf, den Deine Frau in ihrem Fenster stehen hat.

Er.

Arme kleine Anuette!

Sie.

Sie ist schön! Ihr lichtes Haar ist schwer, und sie hat milde, strahlende Augen. Ich bin froh, jedesmal, wenn ich sie gesehen habe.

Er.

Was meinst Du?

Sie.

Ich gönne Dir das Beste.

Er.

Aber was ist das? Wie Du hustest!

Sie.

Nun ist es vorüber! — Richtig, ich vergesse, Dir Glück zu wünschen. Du bist ja Chef geworden.

Er.

Was dachtest Du, als Du das hörtest?

Sie.

Du wurdest mir dadurch nicht ferner.

Er.

Wie lange es doch her ist — seit damals.

Sie.

Zehn Jahre.

Er.

Die Zahl klingt so groß. Aber ich erinnere mich an alles, als ob es im Herbst gewesen wäre.

Sie.

Im Frühjahr war es — im März — den 11. März — das letztemal. Es war ein kalter Abend. Ich gieng ja mit Dir hinab, und wir standen lange unten. Als Du fort warst, fühlte ich erst, dass ich dagestanden und gefroren hatte.

Er.

Liebe! Nun hustest Du wieder! Was hat das zu bedeuten?

Sie.

Danke. Kümmere Dich nicht darum!

Er.

Kann ich Dich um die Taille nehmen? So gehen wir so gut.

Sie.

Ich habe es nicht vergessen.

Er.

Wie heimlich es ist, die Allee so hinunterzugehen!

Sie.

Und so einsam.

Er.

Fürchtest Du, jemandem zu begegnen?

Sie.

Du fürchtest es. Und es wäre auch schade — ihre Stimme klingt schön, so wie wenn jemand froh ist und singt.

Er.

An wen denkst Du?

Sie.

An Deine Frau. Ich gieng eines Tages hinter ihr her. Sie scherzte mit eurem kleinen Mädchen. Das Kind hat Deine Augen.

Er.

Was wolltest Du sagen? Du fiengst etwas an.

Sie.

Einen gibt es doch, dem ich nicht begegnen möchte. Ich soll zum Frühjahr Hochzeit haben. — Ich sehe, Du bist darüber froh.

Er.

Bist Du froh?

Sie.

Nein, betrübt.

Er.

Weshalb heiratest Du dann?

Sie.

Es ist so gekommen — ich weiß selbst nicht, wie.

Er.

Bleibe einen Augenblick stehen! Siehst Du das Weiße dort auf dem Wege vor uns? Ein breiter, weißer Fleck, der zwischen den Schneeflocken hin- und hergleitet. Siehst Du es?

Sie.

Ja.

Er.

Ich habe es schon lange bemerkt. Was es doch sein mag?

Sie.

Ein kleiner weißer Hund.

Er.

Gehört er Dir?

Sie.

Nein, ihm. Er weicht nie von mir.

Er.

Was ist er?

Sie.

Er kann dasselbe werden, was Du jetzt bist. — Nicht wahr? Das ist viel mehr, als ein armes Mädchen, wie ich, erwarten konnte.

Er.

Sage mir — damals — dachtest Du nie daran, daſs Du meine Frau werden könntest?

Sie.

Ich habe es immer so natürlich gefunden, daſs Du nicht konntest.

Er.

Ich hatte Dich doch sehr lieb.

Sie.

Du weintest, als Du Dich losrissest.

Er.

Seither konnte ich Dich nie aus meinen Gedanken reißen. Du kamst immer wieder. Ich habe mich nach Dir gesehnt, kleine Annette!

Sie.

Sage es noch einmal.

Er.

Was?

Sie.

Annette!

Er.

Annette!

Sie.

Es ist nicht recht von mir — aber es thut mir wohl, wenn Du meinen Namen so betrübt aussprichst.

Er.

Es gibt nichts, was das Leben schwer macht, als wenn das, was ganz vorbei ist, dennoch immer nach einem ruft. Oft glaube ich — aber sieh doch, wie dicht es schneit! Es ist, als ob die Wolken sich herabsenkten. Wir könnten uns an den Wegesrand setzen und es auf uns rieseln lassen — bis sich der Himmel über uns schlöße.

Sie.

Du wolltest nicht sterben?

Er.

Wolltest Du? — Aber nun hustest Du wieder! Du mußt ja krank sein.

Sie.

Nun ist es vorüber — für diesmal. Was fragtest Du? Ob ich sterben wollte? Ja, wenn — wenn ich sterben soll.

Er.

Bist Du wirklich krank? Deine Brust —?

Sie.

Es könnte leicht sein, dass es gerade im Frühjahr käme.

Er.

Arme kleine Annette! Lass uns rasch umkehren, damit Du nach Hause, in die Wärme kommst.

Sie.

Küsse mich, bevor wir uns trennen! Einmal! Nur ein einzigesmal!

Er.

Liebe, liebe kleine Annette!

Sie.

Ein einzigesmal noch! — Dank! — Nein, nicht mehr! Nicht mehr!

II.

(Wohnzimmer. In der Ecke, auf dem Boden eine hohe Lampe mit gelbem Seidenschirm, die sich in drei Spiegeln wiederspiegelt. Bildwerke und eine Mappe mit Radierungen auf dem Tische unter der Hängelampe. Königskerzen und Sonnenblumen in Kunststickerei auf einem dreitheiligen Kaminschirm. Der Teppich mit gelben Nelken überstreut. Bronzefarbener Plüsch auf Chaiselongue, Divan und Fauteuils. Vor den Fenstern schmale weiße Spitzenstreifen zwischen schweren, lichtgelben Vorhängen.)

Die Frau (öffnet die Thüre in den Vorraum).

Ich dachte doch, daſs Du es seist.

Er.

Warum sollte ich es nicht sein?

Die Frau.

Nein, wer sollte es sonst sein! — Aber Du hast ja Schnee auf dem Rock.

Er.

Es hat den ganzen Abend geschneit.

Die Frau.

So küsse mich erst, bis Du den Winterrock abgelegt hast. Denn ich habe mein neues Kleid an — es kam eben erst.

Er.

Warum bleibst Du in der Thüre stehen und starrst?

Die Frau.

Starren? Ich warte auf meinen Kuss. Aber Du kannst auch zuerst hereinkommen und sehen, ob ich ihn verdiene. Nun, wie gefällt Dir mein Kleid? Du kannst es wohl ertragen, mich decolletiert zu sehen? Ich wollte es anbehalten, bis Du nach Hause kommst. Steht es mir?

Er.

Du bist stattlich, wie eine Königin.

Die Frau.

Eine etwas wohlbeleibte Königin. — Nun will ich aber den Kuss haben! — und noch einen! — und noch einen!

Er.

Bin ich Dir zu lange fortgeblieben?

Die Frau.

Das bist Du immer.

Er.

Du fiengst vielleicht an, ängstlich zu sein oder schlechter Laune!

Die Frau.

Traust Du mir das zu? Aber, im Ernst gesprochen, habe ich wirklich einen kleinen Verdruss gehabt. Die

schöne Camelie, die gestern aufsprang, ist vom Stock gefallen.

Er.

Bist Du abergläubisch?

Die Frau.

Wie kannst Du glauben? Es kann ja morgen eine neue aufspringen.

Er.

Die Knospen sehen alle aus, als ob sie abfallen sollten.

Die Frau.

Aber ich habe immer Glück gehabt.

Er.

Bis jetzt. — Warum lachst Du?

Die Frau.

Du siehst wie eine Urahne aus, die trübe Ahnungen hat.

Er.

Immer bist Du so fröhlich.

Die Frau.

Darüber solltest Du Dich freuen. Warum bist Du ernst?

Er.

Ach, es ist so betäubend, in dichtem Schneegestöber zu gehen.

Die Frau.

Ich dächte, es sei erfrischend.

Er.

Man geht und träumt.

Die Frau.

Im Schneegestöber? Worauf Du doch kommst!

Er.

Der Schnee sperrt ab, indem er fällt. Leute, die dicht vorbei gehen, sind wie Menschen aus einer fernen Zeit. Das Licht einer Laterne gleicht einem Schimmer aus den Wolken. Man geht und sieht Visionen — ich weiß nicht — willst Du hören, was ich träumte?

Die Frau.

Ist es lustig?

Er.

Lustig? — Ja, es ist sehr lustig, furchtbar lustig.

Die Frau.

So lass doch endlich hören!

Er.

Ich blickte in eine Dachkammer, in eine schiefe Dachkammer. Vor dem Fenster war keine Gardine, sondern nur ein Shawl. Ein Petroleumlämpchen war angezündet und brannte schläfrig. Auf dem Eisenbett mit den dünnen Polstern lag ein eleganter Winterrock

mit lichtem Futter, auf dem Tische neben der Nähmaschine ein Paar braune Glacéhandschuhe. Er und sie waren allein in dem Kämmerchen. Sie trug ein dünnes, schwarzes Kleid. Ihr Antlitz war schmal und bleich, die Augen groß. Ihr Haar hatte sie gelöst, es war dunkel und reichte weit hinab.

Die Frau.

Wie sah er aus?

Er.

Ah —

Die Frau.

Du willst mich doch nicht glauben machen, dass Du es warst?

Er.

Wenn man träumt, schwebt man sich ja oft selbst in Gedanken vor — so können wir ja immerhin annehmen, dass er mir ein wenig glich.

Die Frau.

Und was dann?

Er.

Nichts, als dass sie sagte, er sei ihr gleich lieb geworden, weil er der erste war, der ihr je ein freundliches Wort gesagt hatte.

Die Frau.

Und weiter?

Er.

Nichts weiter. — Wenn der Schnee fällt, zieht er Grenzen, wie weiße, himmelhohe Mauern. Es ist, als ob man mit jedem Schritt über die Marken eines anderen Reiches gienge. — Ich sah eine lichte seeländische Gegend an einem Sommertage in heißer Sonne. Durch das Kleefeld ein schmaler Weg. Ein See blinkte. Laubkronen rundeten sich gegen den Himmel.

Die Frau.

Und die beiden giengen über den Weg?

Er.

Ein paar Jahre waren verstrichen. Sie war erwachsener und schöner geworden.

Die Frau.

Und besser gekleidet.

Er.

Ein lichtes Kleid, ein stahlgraues, mit feinen blauen Streifen. — Er sagte ihr, dass sie sich trennen müssten — einmal musste es ja doch sein.

Die Frau.

Er konnte sie nicht heiraten.

Er.

Warum nicht?

Die Frau.

Liebster! Das konnte er doch nicht.

Er.

— Dann fiel der Schnee wieder.

Die Frau.

Sage mir nur: hatte er noch immer Deine Augen?

Er.

Du kannst es Dir ja denken.

Die Frau.

Ich finde, das ist ein schlechter Scherz.

Er.

Auf einmal wurde es licht und Musik ertönte, Paar um Paar schwang sich auf dem glatten Parket. Lichte Damenkleider schwebten, wie vom Winde bewegt, in langen, weichen Falten. — Er war da. Er beugte sich über eine seidengekleidete Prinzessin und flüsterte mit ihr. Und dabei schien es ihm, dass jemand da war, der ihm etwas zuflüsterte. Hinter ihm erklang eine Kinderstimme, bleich und unzusammenhängend, wie von jemandem, der aus dem Schlafe spricht: Löse mein Haar, löse mein Haar! Ich gewann Dich rasch lieb; denn Du gabst mir freundliche Worte!

Die Frau.

Träumtest Du noch mehr im Schneegestöber?

Er.

Ja, zuletzt träumte ich, — dass es schneite. Er und sie giengen Arm in Arm durch den Schnee.

Sie hatte ein ganz schmales, ganz bleiches, bleiches Gesicht und große, kranke, leuchtende, leuchtende Augen. Keines von ihnen würde es geschmerzt haben, wenn der Schnee sich über sie und um sie herabgesenkt und sie begraben hätte, wie todte Vögel.

Die Frau.

Es war aber eine häßliche Idee von Dir, diese Träume zu erdichten.

Er.

Wenn es nun keine Träume wären?

Die Frau.

Was sagst Du? — Ach nein, ich kenne Dich! Wie möchtest Du triumphieren, wenn ich Dir das glauben würde.

Er.

Aber — wenn es dennoch der tiefste Ernst wäre?

Die Frau.

Ich kann es Dich nicht einmal sagen hören.

Er.

Nun gut, so — so sind es also nur Träume.

Die Frau.

Aber abscheuliche, schwere Träume.

Er.

Ja, schwere Träume.

Die Frau.

Und dennoch — ja, Du kennst doch auch das Gefühl, wenn man selbst in der behaglichen, warmen Stube sitzt und Wind und Hagel an die Fensterscheiben prasseln hört? — Warum siehst Du jetzt so niedergeschlagen aus?

Er.

Ich glaubte, wir würden uns aussprechen können.

Die Frau.

Aber — wir sprechen doch.

Er.

Ja gewiss!

Die Frau.

Du bist sicher müde.

Er.

Ja, ich bin müde.

Die Frau.

Küsse mich!

Er.

So oft Du willst.

Die Frau.

Möchtest Du nicht hinein, die Kleine küssen?

Er.

Du kannst ihr ja einen von meinen Küssen geben.

Die Frau.

Was willst Du am Fenster?

Er.

Ich wollte bloß die Camelie sehen.

III.

(Promenadeweg. Vormittagssonne auf dem Kies der Wege. Halbhohe Bäume strecken ihre knotigen Zweige mit bestaubten Blättern über die Bänke. Aussicht über Wiesen. Kurze Haselsträucher entlang der einen Seite eines Feldweges. In der Entfernung: Villen mit Flaggenstangen in den Gärten.)

Sie.

Guten Tag.

Er.

Du bist es wirklich. Du giengst dort auf der Straße hin und her — Dein blaues Jäckchen und die weißen Ärmel — das sah so frisch aus. Als Du näher kamst, sah ich Dein dunkles Haar, den großen Knoten unter dem Strohhute — es war auch etwas in der Figur, eine kleine Bewegung der Arme — aber erst als Du plötzlich Deine Schritte hieher wendetest, begann ich im Ernste zu glauben, dass Du es seist. Ich saß da und zitterte — denn, wenn Du doch nicht zu mir gekommen wärest . . .

Sie.

Ich habe Sie die ganze Zeit über gesehen und gekannt.

Er.

Was sagst Du?

Sie.

Wie Sie husten! Sie dürfen nicht so viel sprechen.

Er.

Sie — Sie haben recht — gnädige Frau! Ich huste. Jetzt bin ich es, der hüstelt. Es ist eben meines Hustens wegen, dass ich hier sitze.

Sie.

Ja, hier scheint die Sonne sehr warm.

Er.

Gesunde Leute sagen, sie brennt. — Es ist lange her, seit wir uns zuletzt sahen.

Sie.

Drei Jahre, nächsten Monat. Es ist ja etwas so rein Zufälliges um Begegnungen.

Er.

Und es war beinahe, als ob Sie und ich sich nicht begegnen sollten.

Sie.

Aber wie Sie husten!

Er.

Danke, nun ist es vorüber. Ich hatte gehofft, dass der Sommer noch wärmer werden würde. Die Ärzte meinten, dass ich vielleicht Juni oder Juli hier bleiben könnte, und das wollte ich so gerne.

Sie.

Sie sind im Süden gewesen.

Er.

Seit meine Frau starb. Ja Sie wissen doch —

Sie.

Ich weiß, dass sie starb.

Er.

Und unser kleines Mädchen —

Sie.

Ich weiß.

Er.

Es war doch sonderbar, dass wir so alle Drei —

Sie.

Ja, das war sonderbar.

Er.

Und dass hingegen Sie, die damals so krank waren —

Sie.

Ja, das ist merkwürdig. — Wohnen Sie hier draußen?

Er.

Nein. Sie auch nicht.

Sie.

Wissen Sie das?

Er.

Die Rollgardinen in Ihrer Wohnung sind mit blühenden Lindenzweigen bemalt. Sie wohnen ja im Erdgeschoss. Ich stand eines Abends gerade gegenüber auf der anderen Seite der Straße. Es war mir eingefallen, dass ich vielleicht, früher als ich es glaubte, so krank werden würde, dass ich nicht mehr ausgehen könnte. Und da hatte ich keine Ruhe mehr — ich wollte Sie so gerne sehen. Können Sie sich etwas Hoffnungsloseres denken? Des Abends, wo überall die Rouleaux herabgelassen waren. Es war zehn Uhr — ich hörte Ihre Uhr im Zimmer drinnen schlagen. Sie haben so eine alterthümliche Uhr mit einem Kuckuck, der ruft. Und dann sah ich Sie dennoch. An einer Seite schloss eines der Rouleaux nicht dicht, und innen war eine Gardinenfalte an dem Zweig eines Camelienstockes hängen geblieben. Sie saßen am Tische unter der Hängelampe — Sie hatten rothe Wangen, Annette! — Kleine Annette!

Sie.

Sie dürfen mich nicht so nennen.

Er.

Warum nicht?

Sie.

Denn Sie sprechen meinen Namen so betrübt aus.

Er.

Erinnern Sie sich an das letztemal, als wir miteinander sprachen?

Sie.

Nun denken Sie daran, dass ich Sie küsste.

Er.

Ja, ich küsste Sie.

Sie.

Und Sie glauben, dass es dieser Kuss ist, der Sie krank gemacht hat.

Er.

Nicht mich. Aber zuweilen konnte ich es nicht lassen, darüber nachzugrübeln, wie wunderlich dieser Kuss von einem zum andern gieng. Man könnte wirklich glauben — ja, ich meine das natürlich nicht, aber — sonderbar war es doch — gleichsam als ob der Kuss die Krankheit von Ihnen genommen hätte — dann lag sie auf meinen Lippen, niemand konnte sie sehen — dann küsste meine Frau mich — dann gieng sie hinein und küsste das Kind, das dalag und schlief.

Sie.

Wer wurde zuerst krank?

Er.

Das Kind. Während es litt und im Fieber lag, klammerte es sich an die Mutter und wollte sie

immer küssen. Als wir die Kleine begraben hatten, wurde meine Frau krank. Ihr war so bange. Sie wollte die ganze Zeit über, ich sollte sie küssen.

Sie.

Liebten Sie Ihre Frau?

Er.

Ich liebte sie sehr.

Sie.

Sie sagten damals, dass Sie mich liebten.

Er.

Ich liebte Sie sehr.

Sie.

Aber dann konnten Sie die andere doch nicht lieben.

Er.

Das verstehen Sie nicht.

Sie.

Nein, das verstehe ich nicht.

Er.

Wie verschieden ihr beide doch wart!

Sie.

Nun kommt der Husten wieder.

Er.

Kümmern Sie sich nicht darum. — Aber, richtig! Ich vergesse Ihnen zu gratulieren — Ihr Mann ist ja Chef geworden.

Sie.

Was dachten Sie, als Sie das hörten?

Er.

Ah —

Sie.

Ja, es ist sonderbar.

Er.

Nicht wahr? Dass er auch darin meinen Platz einnehmen sollte.

Sie.

Warum schütteln Sie den Kopf?

Er.

Haben Sie von der Seelenwanderung gehört? — Es gibt Leute, die glauben, dass, wenn ein Mensch stirbt, sein Leben sich auf einem jener anderen großen Sterne mit klarem Lichte fortsetzt. Erinnern Sie sich, wie wir im Schneegestöber giengen und vom Sterben sprachen? Man könnte beinahe glauben, dass wir wirklich starben, denn zwischen damals und heute ist ein Abgrund, den ich nicht überbrücken kann. Scheint es Ihnen, dass das Phantastereien sind?

Sie.

Es scheint mir, dass ich selbst ein ganz anderer Mensch bin.

Er.

Glücklicher?

Sie.

Gesund und frisch. Ich war ja immer krank gewesen. Und das — die Zeit — während ich krank war — ist mir gleichsam etwas aus einer anderen Welt. Nun kann ich laufen und doch die Luft in langen Zügen einathmen. Wenn ein eisiger, stechender Wind weht, kann ich ihm rasch entgegengehen, ohne dass es mir schadet. Ich hatte nie geahnt, dass es so wunderbar schön sein könnte, zu leben.

Er.

Ja, Sie haben das Leben vor sich. Nun trennen wir beide uns. — Annette! Wollen Sie —?

Sie.

Ich will Sie nicht küssen.

Er.

Damals war mir nicht bange vor Ihrem Kuss.

Sie.

Aber jetzt darf ich nicht.

Er.

Sie glauben nicht, dass mein Kuss die Krankheit von Ihnen nahm?

Sie.

Sein Kuſs gab mir eine unſagbare Luſt zu leben.

Er.

Alſo leben Sie wohl! Wollen Sie mir einen einzigen kleinen Wunſch gewähren: wenn Sie mich jetzt verlaſſen, gehen Sie wieder ſo über den Feldweg, an den Villen vorbei, ſo daſs ich Ihnen lange folgen kann.

Sie.

Ich würde immer Ihre Augen auf mir ruhen fühlen, ſelbſt wenn ich wüſste, daſs Sie mich nicht ſehen können.

Er.

Dank! Lebewohl — Annette!

Nach Jahr und Tag

Personen:

Mamsell Neve.

Mamsell Lobegren.

(Scene: Ein kleines Zimmer. Links im Vordergrunde ein Erker mit dicken Wänden. Fenster mit kleinen Scheiben. Vor dem Fenster eine Holzstufe, darauf ein altmodischer Lehnstuhl mit verblasstem, gesticktem Kissen und Schutzdecken. Neben der Holzstufe ein kleiner Tisch; darauf ein Käfig mit einem Kanarienvogel. Links im Hintergrunde großer Secretär aus Buchenholz. In der Mitte der rückwärtigen Wand eine Thüre. Rechts im Hintergrunde ein Kachelofen. Darauf ein Kupferkessel mit Wasser. In der Mitte der rechten Wand ein großes, altes Sofa mit Polstern; davor ein viereckiger Tisch. Auf dem Tisch eine ausgebreitete Zeitung und darauf eine kleine, kupferne Kaffeekanne. Rechts eine Thüre.)

Mamsell Neve

(steht an dem kleinen Tisch links und streckt dem Vogel den Finger hin. Sie trägt ein Baumwollkleid, große, weiße Haube, die Bänder unter dem Kinn geknüpft. Sie geht mühsam und stützt sich auf eine Krücke. Allein, zum Vogel).

Tik — tik — Hänschen? Will mein schöner Vogel Wasser haben? Ja? Oder vielleicht frische Hanfsamen? Oder am Ende gar ein Stück Zucker, weil heut Sonntag ist? Was? . . . Ja, das gefällt Dir, das will ich glauben. Tik — tik — tik — (Nimmt die Näpfchen aus dem Käfig und geht summend nach rechts ab.) „Als ich noch im Flügelkleide . . . . .“ (Von draußen.) Ich komme schon, Hänschen, ich komme schon. (Drinnen.) in die Mädchenschule gieng . . . . .“ (Sie geht zum Käfig hin.) Siehst Du, da hast Du frisches Wasser! Das ist fürs Herzchen. Und da, süßen Zucker! Das ist fürs Züngelchen. Und noch Hanfsamen dazu!

(Der Kessel am Kachelofen kocht über.) Ach, Herrjemine! (Humpelt zum Kachelofen, hebt den Kessel herunter und gießt das kochende Wasser in die Kaffeekanne.) Geduld, Geduld, Hänschen! Du siehst ja, wie ich mich eile. (Geht wieder zum Vogel.) Was ist Dir denn nicht recht? Ja so, die Hanfsamen! Nun, da hast Du sie. Die sind für den Magen, Du kleiner Schreihals! (Hebt den Käfig in die Höhe.) Und jetzt sollst Du ins Fenster, mein Liebling! Denn die Sonne kommt gerade heraus. (Steigt auf die Stufe, schiebt die Blumentöpfe beiseite und stellt den Käfig ins Fenster; auf einmal fängt sie an, zu nicken.) Guten Tag, Mamsell Lobegren! Guten Tag! Guten Tag! (Steigt die Stufe hinunter und eilt zur Kaffeekanne. Es klopft.) Willkommen, meine Beste, willkommen! Nur herein!

Mamsell Lobegren
(vor der Thüre im Hintergrunde).

Darf man Sie besuchen, liebste Mamsell Neve?

Mamsell Neve (knixend).

Sie wissen ja, es ist mir immer eine Ehre, Mamsell Lobegren. Thun Sie mir nur die Liebe und machen Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären!

Mamsell Lobegren.

Tausend Dank! Darf ich wohl den Mantel ablegen? Nur für einen Augenblick!

Mamsell Neve.

Aber wie können Sie nur so fragen? Ich bin heute Vormittag etwas spät fertig geworden. Aber wir werden gleich ein Täßchen Kaffee bereit haben.

Mamsell Lobegren.

Und geht es besser mit den Beinen?

Mamsell Neve.

Nun, so schlecht und recht geht es. Zwei Beine und ein Stock, das macht drei, will aber doch nicht viel heißen.

Mamsell Lobegren.

Aber der Humor?

Mamsell Neve.

Ja, zu dem habe ich wohl nie eine Krücke gebraucht. Jeder hat seinen Schaden. Ich habe meinen in den Beinen — der Ihre steckt wohl stets in der Laune?

Mamsell Lobegren.

Ach, sprechen Sie nicht davon! . . . es ist so traurig . . . nicht einmal den Trost der Religion.

Mamsell Neve.

Die Religion kann uns doch keine gute Laune geben.

Mamsell Lobegren.

Sie sind wohl nie religiös gewesen, Mamsell Neve?

Mamsell Neve.

Ich, nie? Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort —

Mamsell Lobegren

(hält sich die Ohren zu).

Fangen Sie doch nicht Sonntag vormittags mit Ihren schrecklichen Eiden an —

Mamsell Neve.

Ich schwor doch nicht, dass ich wüsste.

Mamsell Lobegren.

So? Erinnern Sie sich nicht, was in der heiligen Schrift steht?

Mamsell Neve.

Nun, was steht da, Mamsell Lobegren?

Mamsell Lobegren.

Da steht — steht — ja, da steht —

Mamsell Neve.

Nun ja, ich weiß ohnehin, was da steht. Aber erinnern Sie sich nicht mehr, wovon wir früher zu plaudern anfiengen?

Mamsell Lobegren.

Nein, das habe ich wahrhaftig ganz vergessen.

Mamsell Neve.

Ich auch. Nein, wie weggewischt.

Mamsell Lobegren.

Ja, bei Ihnen fließt eben immer die Unterhaltung so leicht dahin, dass man gar nicht weiß, wo man zuletzt geblieben ist.

Mamsell Neve.

Sehen Sie, nun, glaube ich, ist der Kaffee so gut, als er von diesem Maß Bohnen nur sein kann. Jetzt will ich ein Tuch aufbreiten.

Mamsell Lobegren.

Ach, bitte. Nur meinetwillen beileibe keine Umstände!

Mamsell Neve.

Nein, nein, ein Tuch muss sein.

Mamsell Lobegren.

Aber, kann ich es Ihnen nicht holen?

Mamsell Neve.

Unter keiner Bedingung. (Geht zum Secretär und zieht eine Lade heraus.) Aber wenn Sie mir helfen wollen, es aufzubreiten, danke ich ergebenst. (Sie gibt Mamsell Lobegren das Tuch.) Sie müssen es schief nehmen, das thue ich immer, sonst reicht es nicht — so, da sind die Tassen! Und die Kaffeewecken, die sehen heute wirklich sehr schön und frisch aus.

Mamsell Lobegren.

Und groß!

Mamsell Neve
(hält einen vor die Augen).

Ja, sie scheinen gut zu sein. Und dann haben wir noch — noch — ja richtig, den Candiszucker, daran hatte ich ganz vergessen. So, da ist alles. (Sie decken zusammen den Tisch.)

Mamsell Lobegren.

Nun fällt es mir aber plötzlich ein, worüber wir vorhin sprachen. War es nicht über — meine Laune?

Mamsell Neve.

Meiner Treu! Das war es . . . Darf ich Sie nun bitten, auf dem Sofa Platz zu nehmen?

Mamsell Lobegren.

Soll ich wirklich?

Mamsell Neve.

Ja, weiß Gott, das müssen Sie. Also bitte sehr! Und lassen Sie es sich schmecken, meine Beste! Bedienen Sie sich so reichlich, als ob Sie zu Hause wären. (Sie essen und trinken.)

Mamsell Neve.

Worüber, sagten Sie doch, hätten wir zuletzt gesprochen?

Mamsell Lobegren.

Über — über — ja, nun fällt es mir wieder nicht ein.

Mamsell Neve.

Mir auch nicht. Ich glaube, meine Schönste, es geht bergab mit dem Gedächtnis, was?

Mamsell Lobegren.

Ja, ist das nicht traurig?

Mamsell Neve.

Nun, wir sind wohl in dem Alter —

Mamsell Lobegren.

Das schon — 69 zum Frühling!

Mamsell Neve.

68 im Winter! Ja, Du lieber Gott, das ist der Lauf der Natur, Mamsell Lobegren. (Sie sitzen stumm und nachdenklich da.)

Mamsell Neve (triumphierend).

Ich hab's. Diesmal ist es mir eingefallen. Wir sprachen von Ihrem Humor, meine Theuerste!

Mamsell Lobegren.

Ja, Gott strafe mich, wenn es nicht mein Humor war.

Mamsell Neve.

Sie sind aber gar nie bei Humor! Und das ist wirklich nicht schön von Ihnen! Sie, mit Ihren guten, flinken Beinen! Sie könnten ja walzen wie ein junges Mädchen, wenn es darauf ankäme.

Mamsell Lobegren.

Walzen? Ach nein, man hat seine Sorgen.

Mamsell Neve.

Hm, hm .... vielleicht noch von den Jugendjahren her?

Mamsell Lobegren (nickt).

Ja, ja, von den Jugendjahren.

Mamsell Neve.

Hm, hm ... Darf ich Ihnen noch ein kleines Täßchen anbieten?

Mamsell Lobegren.

Danke! . . . ich . . . nun, ich will es frei heraussagen, beste Mamsell Neve, ich mag den Candiszucker nicht recht leiden.

Mamsell Neve
(schlägt die Hände zusammen).

O, Du grundgütiger Himmel! Wo habe ich nur meine Gedanken? Ich weiß ja doch, dass Sie immer den weißen Zucker nehmen, ganz wie mein Hänschen dort drüben. (Geht nach rechts ab.)

Mamsell Lobegren (ruft ihr nach).

Ach, ich bin ganz beschämt, dass ich Ihnen so viel Ungelegenheit mache.

Mamsell Neve (von draußen).

Aber, ich bitte sehr. (Drinnen.) Ich bin auch gar zu vergesslich. (Schenkt ein.) Bitte, es ist noch ein kleiner Kaffeewecken übrig.

Mamsell Lobegren.

Danke vielmals! Nicht ein einziges Krümchen mehr! Es müsste mir im Halse stecken bleiben.

Mamsell Neve.

Nun, wollen wir ihn theilen?

Mamsell Lobegren.

Ja, das können wir thun.

Mamsell Neve (bricht den Wecken entzwei).

Ich glaube, die Stücke sind gleich groß — so nach dem Augenmaß. (Sie essen. Mamsell Lobegren seufzt. Sagten Sie etwas?

Mamsell Lobegren.

Ach, es war nur das, wovon wir vorhin sprachen, mein Gemüthszustand.

Mamsell Neve.

Ja, ja, jetzt fällt es mir wieder ein, Kummer aus der Jugendzeit! Wie viele Jahre ist das wohl schon her, Mamsell Lobegren?

Mamsell Lobegren.

Fünfundvierzig.

Mamsell Neve.

Ach ja, die alten Sorgen!

Mamsell Lobegren.

Die rosten nicht.

Mamsell Neve (schüttelt den Kopf).

Nein, gewiss nicht — niemals. (Nach einer kleinen Pause.) Sagen Sie mir doch ganz aufrichtig, meine Theuerste, darf ich die Sache näher berühren?

Mamsell Lobegren.

Gewiss dürfen Sie das.

Mamsell Neve.

Dann will ich Ihnen etwas sagen. O, ich verstehe das alles so gut. Das Herz, nicht wahr?

Mamsell Lobegren (nickt).

Das Herz.

Mamsell Neve.

Hat er Sie verschmäht?

Mamsell Lobegren
(schüttelt eifrig den Kopf).

Verlassen!

Mamsell Neve.

Also war es eine richtige Verlobung?

Mamsell Lobegren.

Ja, und er meinte dann, wir hätten uns zu kurz gekannt, es sei eine Übereilung gewesen, nämlich von seiner Seite — von meiner nicht, o nein — ach, er war ein so stattlicher Mann!

Mamsell Neve
(drückt über den Tisch hinüber Mamsell Lobegrens Hand).

Es thut mir in der Seele weh für Sie, ja, weiß der liebe Himmel! (Stellt die Tassen zusammen und steht auf.) Aber jetzt ist das Malheur ja nicht wieder gut zu machen. (Sie legen das Tuch zusammen und räumen Tassen und Kannen fort.)

Mamsell Lobegren.

Mamsell Neve!

Mamsell Reve.

Was beliebt?

Mamsell Lobegren.

Haben Sie nie . . . geliebt?

Mamsell Reve (stutzt).

Geliebt? (Rasch.) Aber, natürlich.

Mamsell Lobegren.

Glücklich?

Mamsell Reve.

J—a. Glücklich.

Mamsell Lobegren.

Aber, mein Gott, weshalb —

Mamsell Reve (ablenkend).

Wird es hier nicht zu warm?

Mamsell Lobegren.

Durchaus nicht. Aber sagen Sie mir doch, wenn Sie glücklich liebten, warum haben Sie dann —

Mamsell Reve.

Glauben Sie nicht doch, dass es zu schwül wird? Dieser Kachelofen ist so schwer zu behandeln.

Mamsell Lobegren.

Es ist sehr angenehm! Aber, warum haben Sie nicht geheiratet, Mamsell Reve?

Mamsell Neve.

Wo haben Sie diesen Winter Ihr Brennholz gekauft, Mamsell Lobegren?

Mamsell Lobegren.

So ist es gemeint! (Lehnt sich zurück.) Sie weichen meiner Vertraulichkeit aus. (Mamsell Neve macht ein paar Schritte.) Ich glaube übrigens, dass, wenn man nichts zu verbergen hat —

Mamsell Neve.

Wollen Sie sagen, dass ich etwas zu verbergen habe?

Mamsell Lobegren.

Nein, ich sagte doch im Gegentheil, dass, wenn man nichts zu verbergen hat —

Mamsell Neve.

Er starb! Da haben Sie das Geheimnis! Da Sie es durchaus wissen wollen.

Mamsell Lobegren.

Du lieber Gott, ich will mich doch wahrlich nicht in Ihr Vertrauen drängen.

Mamsell Neve.

Freilich wollen Sie das. Und ich will Ihnen ja auch gerne alles erzählen, von Herzen gerne. Wollen Sie seinen Namen wissen? Wollen Sie sein Porträt sehen? Wollen Sie vielleicht seine Briefe lesen? Nein, die Briefe gebe ich Ihnen doch in alle Ewigkeit nicht, so wahr ein Schöpfer lebt.

Mamsell Lobegren.

Aber, beste Mamsell Neve, ereifern Sie sich doch nicht so. Habe ich Sie denn verletzt? (Geht auf sie zu.) Es war doch alles so gut und herzlich gemeint.

Mamsell Neve.

Nun ja, ja . . . reden wir nicht mehr davon.

Mamsell Lobegren.

Es thäte mir wirklich leid, wenn Sie glauben würden, ich hätte Mangel an Zartgefühl bewiesen.

Mamsell Neve.

Wir haben es weggeblasen, Mamsell Lobegren (bläst), ganz weg. Es ist nicht mehr Feindschaft zurückgeblieben, als hier auf meiner flachen Hand. (Mamsell Lobegren nimmt ihren Mantel um.) Sie wollen mich schon verlassen?

Mamsell Lobegren.

Ich muss. Es ist schon mehr als eine Visite geworden, eigentlich wollte ich nicht so lange bleiben. Vielen Dank für die Unterhaltung!

Mamsell Neve.

Vielen Dank für diesen Besuch! Machen Sie mir recht bald wieder das Vergnügen!

Mamsell Lobegren.

Danke, danke. (Geht zur Thüre im Hintergrunde, kehrt aber dann wieder um) Ja richtig, Sie versprachen mir ja etwas.

Mamsell Neve.

Ich?

Mamsell Lobegren.

Ja. Habe ich Sie schlecht verstanden, oder sagten Sie nicht, Sie hätten ein Porträt? — Ach, glauben Sie nur um Himmelswillen nicht, dass ich mich in Ihre Geheimnisse eindrängen möchte, liebste Mamsell Neve . . . . nicht mit einem Sterbenswörtchen werde ich je wieder auf die Sache zurückkommen . . . aber es wäre mir wirklich eine Freude, das Porträt zu sehen.

Mamsell Neve.

Mir war es nun immer eine Freude, es für mich zu behalten.

Mamsell Lobegren.

Ja, Du lieber Gott, wenn Sie kein Porträt haben! Ich glaubte nur —

Mamsell Neve.

Kein Porträt? Das weiß unser Herrgott selbst, dass ich eines habe, und nicht nur eines, sondern zwei: eine Silhouette und eine Handzeichnung.

Mamsell Lobegren.

Nein, wirklich? Das wäre ja wunderschön!

Mamsell Neve.

Ja, das ist auch wunderschön, Mamsell Lobegren!

Mamsell Lobegren.

Aber wenn Sie auch keine Lust haben, es zu zeigen, deshalb können wir doch ebensogut Freund sein, als vorher.

Mamsell Neve.

Das will ich hoffen.

Mamsell Lobegren.

Denn ich bin sehr feinfühlig in solchen Dingen, Mamsell Neve.

Mamsell Neve.

Ich will es glauben.

Mamsell Lobegren.

Ja, das bin ich, und ich verstehe Andeutungen.

Mamsell Neve.

Was für Andeutungen, wenn ich fragen darf?

Mamsell Lobegren.

Nun, es ist ja gewiss sehr schön für Sie, dass Sie das Porträt haben. Aber es muss wohl ein Wermutstropfen in der Freude sein, wenn Sie es so durchaus nicht sehen lassen wollen.

Mamsell Neve.

Wie meinen Sie das?

Mamsell Lobegren.

Nun, du lieber Gott, es gibt so manche Schäden, die ein hübsches Gesicht verunzieren können — ein leichtes Schielen, zum Beispiel, oder eine kleine Hasenscharte —

Mamsell Neve
(stößt mit dem Stocke auf den Boden).

Nein, das wird mir zu arg. (Humpelt erregt zum Secretär.) Nun kommen Sie mir nicht früher fort, als bis Sie es gesehen haben.

Mamsell Lobegren.

Es ansehen? Nicht um alles in der Welt!

Mamsell Neve.

Sie werden es ansehen! Darauf können Sie sich verlassen.

Mamsell Lobegren.

Jetzt, da ich weiß, dass Sie es am liebsten für sich allein behalten, lieber sterben, als es ansehen!

Mamsell Neve.

Und wenn jetzt mein allerletztes Stündlein wäre, nicht früher möchte ich in den Himmel eingehen, als bis Sie es gesehen haben. (Sie hat ein Fach aufgezogen, ein Paket herausgenommen, mehrere Papiere abgewickelt und geht jetzt zum Tische und legt zwei Bilder vor Mamsell Lobegren nieder.) Da haben Sie die Silhouette, Mamsell Lobegren! Bitte sehr! Und da haben Sie die Handzeichnung! Bitte sehr! (Wendet sich um und geht wieder zum Secretär. Mamsell Lobegren nähert sich dem Tisch, wirft einen verstohlenen Blick auf die Bilder, nimmt sie dann auf, sieht sie an und sinkt dann, mit dem Rücken gegen Mamsell Neve, in einen Stuhl.) Nun, haben Sie die Hasenscharte gefunden? (Mamsell Lobegren schweigt.) Schielt er, wenn ich fragen darf? (Mamsell Lobegren schweigt.) Sonst irgendwelche Schäden bemerkt, Mamsell Lobegren?

Mamsell Lobegren
(schweigt, dreht sich, ein Bild in jeder Hand, langsam auf dem Stuhle um und sieht Mamsell Neve an).

Mamsell Neve.

Beliebten Sie etwas zu sagen? (Mamsell Lobegren schweigt. Mamsell Neve unsicher.) Ja, was gibt es denn? Es wird Ihnen doch nicht schwach werden?

Mamsell Lobegren (bebend).

Sie — haben — ihn — mir — gestohlen!

Mamsell Neve
(schlägt die Hände zusammen).

Herrjemine — ach nein doch, nein doch.

Mamsell Lobegren.

Person!

Mamsell Neve.

Ah, da muss ich bitten, Mamsell Lobegren!

Mamsell Lobegren.

Frauenzimmer!

Mamsell Neve.

Ich kümmere mich den Teufel um Ihre Titulaturen.

Mamsell Lobegren.

Ich gebe Ihnen nur solche, die Ihnen gebüren. Ein glattes Gesicht machte ihn mir abwendig, sagte man damals. War das am Ende das Ihrige?

Mamsell Neve.

Ich hatte gewiss ein ungewöhnlich hübsches Gesicht, das kann ich schon sagen.

Mamsell Lobegren.

Und sie war nichts anderes, als ein ganz gewöhnlicher Dienstbote?

Mamsell Neve.

Darum braucht sie auch nicht schlechter gewesen zu sein. Übrigens war sie doch wohl etwas mehr.

Mamsell Lobegren.

Waren Sie es?

Mamsell Neve.

Das wird wohl zutreffen.

Mamsell Lobegren.

Sie war vielleicht noch sehr spröde?

Mamsell Neve.

Man könnte beinahe glauben, Sie hätten sie gekannt.

Mamsell Lobegren.

Und sie hatte ja auch ein Kind von ihm, oder nicht?

Mamsell Neve.

Ja wohl, so war es. Kennen Sie auch die übrige Geschichte, Mamsell Lobegren? Oder soll ich sie Ihnen erzählen? Hören Sie nur zu: Er hatte ihr versprochen,

sie zu heiraten, und wollte sein Versprechen halten Und sie hatte eine kleine Aussteuer zusammengelegt und er eine kleine Wohnung gemietet. Aber. plötzlich wurde er krank und lag zwei Tage im Fieber da, nur zwei Tage — und dann starb er (athmet tief). So, das war das eine. Und dann saß sie da und sang ihrem Kinde vor, vier Jahre lang, und das trippelte herum und lachte und plauderte. Aber plötzlich wurde es krank und lag zwei Tage im Fieber da, nur zwei Tage — und dann starb es (holt Athem). Ja, so war das. Und damit ist das Lied aus. Und jetzt geht sie hier herum und singt dem Canarienvogel vor, ja, das thut sie. Gefällt Ihnen die Geschichte, Mamsell Lobegren? Sonst können Sie sie ja auch schöner machen!

Mamsell Lobegren.

Ach, sie ist an sich schön genug.

Mamsell Neve.

Nun, das ist wirklich hübsch, daſs sie Ihnen gefällt! Jetzt aber geben Sie mir gütigst die Bilder zurück.

Mamsell Lobegren.

Die Bilder? Niemals!

Mamsell Neve.

Wollen Sie sie vielleicht stehlen, Mamsell Lobegren?

Mamsell Lobegren.

Ja, das will ich, Mamsell Neve. (Steckt die Bilder in die Tasche.) Können Sie sie mir vielleicht wegnehmen?

Mamsell Neve.

Nein, das kann ich nicht. (Geht zur Thüre im Hintergrunde, sperrt sie ab und steckt den Schlüssel in die Tasche.) Aber solange die Bilder in Ihrer Tasche sind, kommt Ihre Tasche auch nicht aus dieser Stube heraus. Darauf können Sie sich verlassen!

Mamsell Lobegren.

Und glauben Sie nicht, dass ich Ihnen den Schlüssel wegnehmen kann?

Mamsell Neve
(schwingt drohend den Stock).

Nein, bei Gott, das glaube ich nicht.

Mamsell Lobegren.

Und glauben Sie vielleicht auch nicht, dass ich durchs Fenster springen könnte?

Mamsell Neve.

Nein, weiß der gütige Himmel, das glaube ich nicht. Aber, bitte, Sie können sich ja niedersetzen und ausspintisieren, was Sie wollen. (Geht zum Fenster und setzt sich in den Lehnstuhl.) Tik — tik — Hänschen! Bist Du nicht lustig? Bist Du ganz verwirrt? Ja, das ist auch kein Wunder. So ein lieber guter Vogel, der nur an ruhige, sanfte Reden gewöhnt ist und auf einmal so viel Schlechtigkeit hören muss.

Mamsell Lobegren
(vom Tische rechts).

Haben Sie Schlechtigkeit gesagt?

Mamsell Neve.

Ja, das habe ich gesagt. (Wendet sich halb zu Mamsell Lobegren.) Sie gehen jeden lieben Sonntag in die Kirche und kommen grämlich nach Hause. Ich, mit meinen jämmerlichen Beinen, kann nirgends auf Gottes grüner Erde hingehen. Aber, wenn ich daheim sitze, nehme ich die zwei Porträts aus der Lade und ein bisschen Kinderzeug, das ich mir auch aufbewahrt habe — ein paar kleine Schuhe und anderen Krimskrams — ja, und dann sitze ich und sehe mir das an — und hernach kann ich wieder singen, und wenn ich ordentliche Beine hätte, könnte ich auch tanzen. (Zum Vogel.) Ja, ist sie nicht ein häßliches, böses Ding, Hänschen, daß sie mir die Bilder wegnehmen will? Singe ihr ein Stück, Hänschen, ein langes, langes Stück! (Summt.) „Als ich noch im Flügelkleide . . . . .“ (Zum Vogel.) Wir sind nicht schlecht, was, Pip? Aber die Wahrheit muß heraus. Wir würden sonst daran ersticken. Ja, es gibt etwas, das man Neid nennt, o pfui!

Mamsell Lobegren.

Soll das vielleicht auf mich gehen?

Mamsell Neve.

Wir sagen nicht mehr, kleiner Singvogel, denn wir sind nicht schlecht.

Mamsell Lobegren.

Ich soll wohl neidisch sein, weil ich kein — Kind gehabt habe?

Mamsell Neve.

Still, Hänschen! Nur nicht heftig! Wir kümmern uns nicht um sie und sagen nichts mehr. (Plötzlich.) Ja, aber etwas wollen wir doch noch sagen. (Rasch zu Mamsell Lobegren.) Habe ich ein Recht auf die Bilder oder nicht, wenn ich fragen darf? (Zum Vogel.) Nicht ein Wort mehr, Hänschen! (Plötzlich.) Ja, doch noch ein einziges. (Rasch zu Mamsell Lobegren.) Haben Sie ein Recht auf die Bilder oder nicht, wenn ich fragen darf?

Mamsell Lobegren (unsicher).

Ach, wir wollen da nicht von Recht sprechen.

Mamsell Neve.

Da muss ich bitten. Gerade von Recht wollen wir endlich sprechen. Haben Sie vielleicht die Porträts von ihm bekommen? Ich aber wohl. (Leiser.) Und noch eine einzige kleine Frage: Sind Sie an seinem Lager gesessen und haben seinen Kopf gehalten, als er sich im Todeskrampfe wand, der Arme, und nach Athem rang? Waren Sie das? Oder war ich es? Ich war es, sage ich Ihnen. (Zum Vogel.) Jetzt sind wir aber still, Pip — jetzt reden wir nichts mehr — wir zwitschern nur ganz leise für uns. (Summt. Mamsell Lobegren hat die Bilder aus der Tasche genommen, wirft sie auf den Tisch und bricht in Weinen aus.) Sieh da! (Humpelt von der Stufe herab.) Herrgott ja, diese Thränen sollten eigentlich vor Jahr und Tag gekommen sein, nicht wahr? (Geht zum Tisch, nimmt die Bilder und legt sie wieder in den Secretär.) Das heißt, wenn sie von der richtigen Art sind.

Mamsell Lobegren.

Niemand hat mich je geliebt! Nie! Nie!

Mamsell Neve (nickt).

Dieser Thränenregen hätte sehr wohl gethan, wenn er zur geeigneten Zeit gekommen wäre. (Geht zu Mamsell Lobegren.) Aber, was soll man von mir armem Wurm sagen? Ich bin wohl auch nicht zu beneiden. Es gab nur zwei Menschen, die mich wirklich lieb hatten — und der eine war ein Mann, mit dem ich nicht einmal verheiratet war, und der andere ein Kind, das — (Mamsell Lobegren weint.) Nun, nun, ich sage ja nichts mehr. Ich trage nichts nach, Mamsell Lobegren, nein, wahrhaftig nicht. Sie thun mir sogar herzlich leid. (Mamsell Lobegren weint weiter. Mamsell Neve geht und schließt die Thüre auf.) So, nun ist die Thüre wieder offen, so dass Sie auf schickliche Weise wieder hinauskommen können, wenn Sie wollen.

Mamsell Lobegren.

Sie werden mich doch nicht fortjagen?

Mamsell Neve.

Nein, so viel Lebensart habe ich gottlob noch. Meine Gäste jage ich nicht weg.

Mamsell Lobegren.

Soll ich noch ein bisschen bei Ihnen bleiben?

Mamsell Neve.

Nein, weiß Gott, das nicht.

Mamsell Lobegren.

Nur ein Augenblickchen?

Mamsell Neve.

Keinesfalls. Aufrichtig gesagt, Mamsell Lobegren, haben Sie sich nicht sehr artig aufgeführt. Ich denke, Sie könnten mich wohl um Verzeihung bitten.

Mamsell Lobegren (steht auf).

Das thue ich gerne.

Mamsell Neve.

Ach, so auf Commando mache ich mir nichts daraus. Nein, nein, seien Sie nur so gut und denken Sie acht Tage darüber nach. Kommen Sie dann aus freiem Antrieb und sagen: Ich bitte Sie um Vergebung, Mamsell Neve — nun, dann soll auch auf meiner Seite nichts im Wege stehen.

Mamsell Lobegren.

Nun, so kann ich wohl gehen?

Mamsell Neve.

Jawohl, das können Sie.

Mamsell Lobegren.

Leben Sie wohl, Mamsell Neve!

Mamsell Neve.

Adieu, meine Theuerste, Adieu!

Mamsell Lobegren.

Und besten Dank für die Unterhaltung!

Mamsell Neve (knixend).

Besten Dank für den Besuch. (Mamsell Lobegren durch die Thüre im Hintergrunde ab. Mamsell Neve allein, athmet auf.) Nun, das nenne ich eine ordentliche Dosis. Frischen Muth, Hänschen, Kopf oben! Jetzt können wir wieder aus voller Kehle singen, wir zwei! (Humpelt zum Käfig und summt):

„Als ich noch im Flügelkleide . . .“

(Vorhang fällt.)

Die Grenze

Schauſpiel in einem Act

Personen:

Der Oberst.
Die Obristin.
Die Tochter.
Das Mädchen.
Eine Frau.

(Ein Gartenzimmer. Im Hintergrunde die Thüren zu einer Veranda geöffnet. Neben den Thüren Fenster. Draußen auf der Veranda sieht man in mattem Mondlicht einige Officiere rauchend und trinkend sitzen; die Cigarren leuchten im Halbdunkel; einzelne hellgekleidete Damen stehen dabei. Ihnen zunächst, mit dem Rücken zum Zimmer, sitzt der Oberst. Links im Zimmer steht die Obristin mit einem brennenden Licht in der Hand; sie sucht etwas in einer Schranklade. Thüre nach rechts im Hintergrunde und nach links im Vordergrunde.)

Der Oberst

(lächelnd, mitten in einer Erzählung begriffen) — und dann sangen wir, wissen Sie! Nein, wir brüllten, wir brüllten geradezu — (Singt.) Reich und schön bist Du, o Süd! Wie ein üppiges, heißes Weib —

Eine Frau (auf der Veranda).

Pfui! Pfui doch, Herr Oberst!

Die Obristin.

Ist es mein Mann, der schlimm ist?

Eine Frau (halb in der Thüre).

Ja, Frau Obristin sollten nur hören, was für Lieder der Herr Oberst vorträgt.

Die Obristin.

Ich kann es mir denken. Ja, damit ist es nun toll bei den Herren Officieren.

Eine Frau.

Ja, sie müssen ja leider mit den Recruten umgehen, und da bleiben so leicht ein paar Lieder und Witze aus der Kaserne hängen. (Wieder ab.)

Die Obristin (löscht das Licht aus und geht hinaus auf die Veranda).

Der Oberst.

Es ist mir wahrhaftig niemals eingefallen, dass an diesem Liede etwas Schlimmes sein könnte. (Lachen.)

Eine Frau.

Pst! Der Zapfenstreich!

(Man hört draußen den Zapfenstreich blasen. Gleich darauf erheben sich alle auf der Veranda, man stößt mit den Gläsern an und ruft einander zu: „Dank für heute!" — „Gleichfalls Dank!" — „Herr Oberst!" — „Mein lieber Hauptmann!" — „Tausend Dank!" — „Liebste Frau, ich bin es, der zu danken hat!" — „Gute Nacht, gute Nacht!" — Alle verschwinden, ausgenommen der Oberst und die Obristin.)

Der Oberst (mit dem Rücken zur Thüre, ruft).

Geht nun schön nach Hause!

Stimmen.

Das werden wir schon! Dank für heute!

Die Obristin (vorne rechts im Zimmer, lässt sich in einen Sessel fallen).

Ach Gott!

Der Oberst (wendet sich halb um).

Bist Du müde?

Die Obristin.

Ja, so müde!

Der Oberst (ruft in den Garten hinaus).

Was gibt's? — Was willst Du? — Bei nachtschlafender Zeit? — Wenn der Zapfenstreich vorbei ist, hat eine Dame in ihrem Quartier zu sein.

Die Tochter (außen, näher und näher).

Aber das Wetter ist so entzückend! — Nur ein kleines Stückchen! — Hinaus, den Mondschein am Fjord ansehen! (Oben auf der Veranda, in der Thüre.)

Der Oberst.

Ja, den Mondschein! Da haben wir's! — Halte Dich an den Sonnenschein, mein Mädchen! Der ist verläßlicher.

Die Tochter.

Nur ein kleines Stückchen.

Der Oberst.

Na ja! So spute Dich!

Die Tochter.

Danke. (Küßt ihn.) Gute Nacht! Wartet nicht auf mich! Geht bestimmt zu Bette! (Ab.)

Die Obristin (zur Thüre zu).

Etwas umnehmen, Kind! Denke an die Abendluft! (Nimmt einen weißen gehäkelten Shawl von den Schultern.)

Der Oberſt
(nimmt den Shawl und wirft ihn hinaus in den Garten).

Aſtrid! Hier iſt Mutters Shawl, gib acht, daſs Du Dich nicht erkälteſt.

Die Obriſtin (läſst ſich in einen Seſſel fallen).

Ach Gott!

Der Oberſt (wendet ſich halb um).

Du biſt wohl todmüde?

Die Obriſtin.

Ja, — ich bin müde.

Der Oberſt.

Soll ich das Mädchen rufen, damit ſie von der Veranda abräumt?

Die Obriſtin.

Ja, danke, wenn Du willſt.

Der Oberſt
(nach rechts in den Hintergrund, öffnet die Thüre und ruft).

Jette! — Jet—te!

Das Mädchen
(iſt von rechts hereingekommen, ſie geht auf die Veranda, ſtellt Gläſer und Flaſchen auf ein Brett zuſammen, kommt damit herein und will wieder nach rechts ab).

Der Oberſt.

Nein, halt! Womit laufen Sie da fort?

Das Mädchen.

Mit den Gläsern und Flaschen, die draußen auf der Veranda standen.

Der Oberst.

Mit all' dem? Nein, sehen wir 'mal! (Betrachtet das Brett.) Sie könnten — Sie könnten den Whisky hier lassen — das warme Wasser — den Zucker — ja — a! Den Madeira können Sie auch lassen! — Sehen wir! (Rasch.) Ach, zum Teufel, stellen Sie doch lieber alle Karaffen und Flaschen dort auf den Tisch! (Zeigt auf einen Tisch links im Vordergrund.) Aber nehmen Sie alle Gläser fort! Das heißt, lassen Sie ein Glas da! Ist es ein reines? — Es ist gut! Das eine (sieht zur Obristin hin) oder — vielleicht zwei Gläser?

Die Obristin.

Danke, ich nehme nichts.

Der Oberst.

Also ein Glas und alle Flaschen! Alles andere hinaus!

Das Mädchen (mit dem Brette nach rechts ab).

Der Oberst (am Tische links, schenkt ein und trinkt).

Das Ganze war so gemüthlich. Kein großes Paradediner mit Seidenroben und bloßen Nacken — ne, ein schöner, kleiner Tisch mit lichten Promenadekleidern und Schnürröcken! — ja, und gute Kost! Versteht sich, ausgezeichnete Kost! (Wendet sich halb zur Obristin um.) Seufzest Du?

Die Obristin.

Das ist ja schön, dass Du zufrieden warst.

Der Oberst.

Zufrieden? — (Trinkt.) Ein verflucht gemüthliches Essen! Das konnte man sich ja übrigens selbst sagen. Der Hausherr General —

Die Obristin.

Das bist Du doch noch nicht.

Der Oberst.

Wie beliebt? — (Lacht.) Nein, noch nicht! Darin hast Du recht. Aber so gut wie — so gut wie! — Na, aber der Hausherr Officier auf jeden Fall —

Die Obristin.

Und ein braver Officier.

Der Oberst.

Wenn Du's meinst, so — Na! die anderen Herren waren ja auch Officiere — also alle brillant! Die Damen Officiersfrauen und Officierstöchter — also brillant! Nein, es ist doch niemand da, der eine Gesellschaft geben kann, wie eine Officiersfamilie.

Die Obristin.

Pastor Andresen sagte kürzlich, dass niemand ein solches Fest geben könnte, wie ein Pfarrer.

Der Oberst.

Das war sehr hochmüthig gesagt von ihm. (Trinkt.)

Die Obristin.

Trink' nicht so viel.

Der Oberst.

Ich nippe ja nur.

Die Obristin.

Aber ich möchte wünschen, dass Du heute Abend nicht — nicht die mindeste Unklarheit hättest.

Der Oberst.

Höre, gehe doch lieber zu Bette! Du bist ja so müde, Liebe.

Die Obristin.

Nein, ich möchte noch ein Weilchen sitzen bleiben und mit Dir plaudern. Aber — aber höre doch auf zu trinken.

Der Oberst.

Man sollte meiner Treu glauben, ich pflegte immer zu viel des Guten zu thun — ich, der ich niemals einen Rausch gehabt habe.

Die Obristin.

Nie? — Ich erinnere mich doch an ein paarmale.

Der Oberst.

Nun ja! Damals, als ich Hauptmann wurde! (Lacht.) Ja, kannst Du Dich daran erinnern.

Die Obristin (nickt).

Als Du Dich so geängstigt hattest, nicht Hauptmann zu werden.

Der Oberst.

Ja, ja! Wie war das — hab' ich nicht auch damals recht tief ins Glas geguckt, als ich Oberst wurde?

Die Obristin (nickt).

Damals befürchtetest Du auch, übergangen zu werden.

Der Oberst.

Ja, denke nur! Wie viel Schrecken wir schon im Leben ausgestanden haben! Einmal nach dem anderen diese Angst, beiseite geschoben zu werden. In seinem kräftigsten Mannesalter nichts zu commandieren zu haben, zu nichts commandiert zu werden, rein zu gar nichts brauchbar zu sein — in Pension zu gehen, wie ein abgenützter Mann.

Die Obristin.

Und eine kleine Pension.

Der Oberst.

Ja, das auch noch! Auch schmale Kost!

Die Obristin.

Nichts, um Schulden damit zu bezahlen.

Der Oberst.

Aber, ist es nun nicht schön, dass wir ein- für allemal mit diesem Examenfieber aufgeräumt haben?

Nun standen wir und zitterten vor dem letzten Thor, und wir sind durchgeschlüpft! Wir sind durchgeschlüpft! Ha, ha, ha! (Trinkt.)

Die Obristin.

Noch nicht durchgeschlüpft.

Der Oberst.

Wie? — Ach, Du nimmst auch alles so langweilig gewissenhaft! — Nein, natürlich! Buchstäblich gesprochen hast Du recht! Die Ernennung ist nicht gekommen. Aber so gut wie! so gut wie! Was sagte er zu mir, der Departementschef, als ich zuletzt in Kopenhagen war, um im Ministerium ein wenig anzuklopfen? Was sagte er? „Sie übersprungen werden?" sagte er, „da müßte erst der Himmel einfallen!" sagte er.

Die Obristin.

Der Himmel sitzt heute ruhig, wo er gestern saß.

Der Oberst.

Und der wird noch lange da sitzen, wenn ich längst als General abgegangen bin und Seiner Majestät Allerhöchste Anerkennung meiner langen und ausgezeichneten Dienste erhalten habe.

Die Obristin.

Wenn — Du die Anerkennung bekommst.

Der Oberst.

Das will ich doch hoffen — bis ich als General abgehe.

Die Obristin.

Ja — a! Wenn — Du als General abgehst.

Der Oberst (sieht sie an).

Das muss ich doch, Liebe! — Das muss ich ja. — Na — a! Du denkst daran, dass ich früher sterben könnte? Ja, damit hast Du recht! Vor dieser Grenze fallen selbst die allerhöchsten Officiere. (Trinkt.)

Die Obristin.

Du bist Deiner Sache so sicher — und dann trinkst Du so viel.

Der Oberst.

Nein, aber höre einmal! Das ist doch wirklich rein, als ob Du es nicht ertragen könntest, mich bei guter Laune zu sehen. Warum gehst Du nicht zu Bett? Du bist ja müde.

Die Obristin.

Nein, ich möchte gerne noch ein wenig sitzen und mit Dir plaudern.

Der Oberst.

Nun, ja! Wie Du willst! — Aber dann ein kleines Glas Madeira, ja?

Die Obristin.

Nein, danke! nicht einen Tropfen.

Der Oberst (trinkt).

Ja richtig! Hörtest Du bei Tische, wie die kleine Frau Jensen Dich Generalin nannte? Ha ha ha! Es

sollte aussehen, als hätte sie sich versprochen — sie trank gleich darauf einen Mundvoll Sauterne und bekam ihn mit Absicht in die unrechte Kehle — sie spielte wirklich ganz artig Komödie. Ja, sie ist ein pfiffiges, kleines Ding — sie versteht es, Andeutungen fein herauszubringen. Schmeckte Dir der Titel?

Die Obristin.

Nicht im geringsten.

Der Oberst.

So—o!

Die Obristin.

Ich liebe es nicht, so etwas zu hören, bevor es ganz sicher ist.

Der Oberst (steht auf, stampft auf den Boden).

Das geht doch bei meiner Seligkeit zu weit! Hast Du es Dir denn in den Kopf gesetzt, mich heute Abend halbtodt zu ärgern? (Ruhiger.) Ach nein! Sei nicht böse! Es ist eine Schande, dass ich es auf diese Art nehme. (Hin zu ihr.) Verzeihung, Liebe! Ich merke ja, dass Du über das Fieber noch nicht hinaus bist — Du fühlst Dich nicht so sicher, wie ich.

Die Obristin.

Nein — ich bin noch — ängstlich.

Der Oberst.

Ja, und dann bist Du müde — und große Kräfte hast Du ja von vorneherein nicht — Du bist nervös,

und da überwältigt Dich die Angst. Aber wenn Du merkst, daſs es über Dich kommt, dann sollst Du vernünftig sein und alle die sonnenklaren Beweise hervorholen, die wir ja dafür haben, daſs wir jetzt im sicheren Hafen sind. Sieh, da ist nun dieses: — daſs „eher der Himmel einfallen würde"! Das ist doch gut — das mußt Du mir einräumen. Nun, und als ich zuletzt den General traf, was sagte er da? „Ja, nun habe ich wohl nicht lange mehr das Vergnügen, Sie unter meinen Obersten zu haben," sagte er. Das ist doch auch gut, soviel ich weiß.

Die Obristin.

Das scheint mir nun im Grunde nicht so gut zu sein.

Der Oberst.

Nicht?

Die Obristin.

Nein, denn dieses Vergnügen könnte er ja auch dann nicht haben, wenn Du Deinen Abschied bekämest.

Der Oberst.

Ja, wenn Du absolut alles schwarz sehen willst, dann kann es natürlich nicht nützen, wenn ich hier stehe und mich bemühe, Dich zu Vernunft zu bringen.

Die Obristin.

Es würde mich auch mehr beruhigen, wenn wir auf eine andere Art sprächen.

Der Oberſt (nach links hin, trinkt).

So gib doch ſelbſt die Anweiſung zu der Art, meine Liebe! (Setzt ſich.)

Die Obriſtin.

Sage mir: wenn Du nun wirklich dieſesmal übergangen wirſt?

Der Oberſt.

Ach Du mit Deinen Wenn und Wenn!

Die Obriſtin.

Nein, laſſ' uns ernſthaft ſprechen — bloß einen Augenblick — Ich bitte Dich! Ich bitte Dich!

Der Oberſt (ſieht zu ihr hin).

Aber was haſt Du nur?

Die Obriſtin.

Denke es Dir! Sag' mir: wenn Du nun übergangen wirſt!

Der Oberſt (erhebt ſich, ſtarrend).

Iſt etwas! — ſagt man etwas?

Die Obriſtin.

Wie würdeſt Du es tragen?

Der Oberſt (raſch zu ihr hin).

Haſt Du wirklich etwas gehört?

Die Obriſtin

(ſteht auf, ſtreichelt ihn, liebkost ſein Haar).

Der Oberst (steht einen Augenblick).

Ach nein! Es ist nicht möglich. Es kann ja nicht — es kann ja nicht möglich sein.

Die Obristin (streicht wieder über sein Haar, schweigt).

Der Oberst

(geht von ihr fort, hin zur Gartenthüre; steht dort einen Augenblick und sieht hinaus, greift sich an den Kopf).

Die Obristin (läßt sich in einen Sessel fallen).

Ich konnte es nicht herausbringen. Ich habe es nicht sagen können.

Der Oberst (wieder im Zimmer).

Das sind wohl Gespenster.

Die Obristin.

Das glaubst Du selbst nicht.

Der Oberst

(steht ein wenig, setzt sich dann zu ihr hin).

Laß' mich hören!

Die Obristin.

Es kam Nachmittag.

Der Oberst.

Was?

Die Obristin.

Ein Brief von Kopenhagen.

Der Oberst.

Von wem?

Die Obristin.

Von meiner Cousine.

Der Oberst.

Der Generalin? — Ah!

Die Obristin.

Sie schrieb so freundlich — sie wollte, dass wir vorbereitet seien, darum schrieb sie — sie wollte nicht früher schreiben, bevor sie ihrer Sache gewiss war, um uns nicht aufzuregen, wenn es nicht nothwendig war; darum hatte sie nicht früher geschrieben.

Der Oberst.

Und was schrieb sie?

Die Obristin.

Es wurde ja als ausgemacht betrachtet, dass Du avancieren solleſt. Aber nun hatte man angefangen, sich stärker und stärker für einen anderen zu interessieren. — Einen, der absolut vorwärts sollte — einen, der nicht warten konnte.

Der Oberst (in Spannung).

Wer ist das?

Die Obristin.

Du kannst es wohl errathen?

Der Oberst (schlägt mit der Hand auf, erhebt sich).

Ja — so — so — so bin ich fertig. (Richtet sich zu seiner vollen Höhe auf und geht langsam auf und nieder.)

Die Obristin.

Geh nicht so steif! — Schweig nicht so still! — Setze Dich her zu mir!

Der Oberst

(schweigt und fährt fort auf und ab zu gehen).

Die Obristin.

Nie hatte ich noch solche Furcht wie heute, da ich Dir dieses erzählen sollte. Du hoffst immer so zuversichtlich — Du träumst immer das Glücklichste — und da hatte ich Angst, Du würdest zusammenbrechen, wenn die Enttäuschung kam.

Der Oberst (bleibt stehen).

Laff' uns eine Lampe anzünden.

Die Obristin.

Willst Du nicht lieber zu Bett?

Der Oberst.

Noch nicht. (Setzt sich links nieder.)

Die Obristin (steht auf).

Es soll gleich Licht kommen. (Ruft hinaus nach rechts.) Jette! Wollen Sie eine Lampe anzünden und hereinbringen. (Wieder im Zimmer.) Der Mond scheint übrigens jetzt so hell.

Der Oberst.

Nicht hell genug! Ich mag kein Halbdunkel leiden, wenn ernsthafte Dinge zu verhandeln sind — es ist, als wollte man sich verstecken.

Das Mädchen (von rechts mit einer Lampe).

Wohin soll ich sie stellen?

Die Obristin (zeigt auf den Tisch rechts).

Danke, hieher.

Der Oberst (weist auf die Flaschen und Gläser).

Und nehmen Sie das weg!

Das Mädchen.

Alles?

Der Oberst.

Alles, ja.

Das Mädchen (stellt es zusammen).

Herr Oberst haben das Glas nicht ausgetrunken.

Der Oberst.

Nehmen Sie es nur fort.

Das Mädchen.

Wünschen Herr Oberst und Frau Obristin noch etwas?

Die Obristin.

Nein, danke. Gehen Sie nur zu Bett! Gute Nacht.

Das Mädchen (ab nach rechts).

Die Obristin.

Sollen wir die Gartenthüre schließen?

Der Oberst.

Es kommt eine so frische Luft herein — aber vielleicht verträgst Du die Abendluft nicht?

Die Obristin.

Ach meinetwegen ist es gleichgiltig.

Der Oberst.

Ja, denn — wir sind ja jetzt alte Leute.

Die Obristin.

Nur einige Minuten älter, als eben erst.

Der Oberst.

Viele Jahre älter.

Die Obristin

(geht hin und will die Gartenthüre verschließen).

Der Oberst.

Machst Du also doch zu?

Die Obristin.

Ich dachte an die Möbel. Wir locken mit dem Lampenlicht die Motten vom Garten herein.

Der Oberst.

Ja sparen wir nur an den Möbelbezügen — jetzt müssen wir ja überhaupt sparen.

Die Obristin.

Ach, ich kann ja ebensowohl die Thüre offen lassen.

Der Oberst.

Noch ein einzigesmal flott sein, meinst Du?

Die Obristin (zu ihm hin).

Wir — wir sind sehr flott gewesen.

Der Oberst (nickt).

Das sind wir. Das ist man — es ist gerade, als müsste man es sein. Man ist wie ein Spieler, weißt Du! Zieht immer Wechsel auf die Zukunft.

Die Obristin.

Und dann kommt die Zukunft nicht.

Der Oberst.

Nein, dann kommt sie nicht.

Die Obristin.

Und — dann sitzt man mit den Spielschulden da.

Der Oberst.

Ohne das wäre es wohl etwas eingeschränkt für uns geworden. Nun wird es so schrecklich enge.

Die Obristin (bald darauf).

Wir ziehen wohl nach Kopenhagen?

Der Oberst.

Das werden wir wohl thun. Es soll dort so billige, kleine Wohnungen draußen hinter dem Frederiksborg-

garten geben. Es ist etwas entlegen, aber ich möchte so ungern in einen vierten oder fünften Stock.

Die Obristin.

Es ist auch besser, etwas abseits zu wohnen — so vermeiden wir leichter alles Gesellschaftstreiben.

Der Oberst (nach einer kleinen Weile).

Und dann muss ich trachten, es zu ermöglichen, in eine Begräbniscasse einzuzahlen.

Die Obristin.

Ach, sprich doch nicht so —

Der Oberst.

Ja, ja, das muss ich. Es mag theuer genug sein, zu leben, aber es ist unverhältnismäßig kostspielig, zu sterben. Dieser Kerl, der da hinüberfährt, der Kuckuck kann sich erinnern, wie er heißt — der segelt nach der Taxe, und die ist riesig, besonders für einen armen, alten Oberst, der gerne honorig abgehen möchte.

Die Obristin.

Es ist ja alles schon parat. Du hast Dir ja schon lange berechnet, wie das Budget sein müsste.

Der Oberst.

Du auch.

Die Obristin.

Die ganze Haushaltung, ja! Bis zu dem kleinsten, täglichen Einkauf.

Der Oberst (zögernd).

Hast Du — auch an Astrid gedacht?

Die Obristin.

Natürlich.

Der Oberst (leise).

Und — und was meinst Du?

Die Obristin (ebenso).

Sie muss — sie muss gewiss Unterricht geben.

Der Oberst.

In Musik, ja! Es gibt wohl nichts anderes.

Die Obristin (flüsternd).

Aber — wenn wir einmal nicht mehr da sind?

Der Oberst (ebenso).

Lass' mich hören!

Die Obristin.

Sie muss jedenfalls einen Stiftplatz suchen.

Der Oberst.

Es gibt wohl keine andere Hilfe. Aber sie bekommt keinen Stiftplatz, bevor sie sehr alt ist.

Die Obristin.

Und sie ist erst achtundzwanzig.

Der Oberst (steht rasch auf).

Du, gehen wir zu Bette.

Die Obristin.

Sollen wir nicht auf Astrid warten?

Der Oberst.

Nein, nein!

Die Obristin.

Sie muss gleich hier sein.

Der Oberst (eifrig).

Nicht warten, nicht warten! Beeilen wir uns, zu Bette zu kommen. (Hin zur Thüre rechts.)

Die Obristin.

Du!

Der Oberst (bleibt stehen).

Nun?

Die Obristin.

Willst Du vor Astrid weglaufen?

Der Oberst

(steht einen Augenblick, tritt dann wieder ins Zimmer).

Ich kann es nicht ertragen, es ihr zu sagen — denke, was für eine Zukunft!

Die Obristin.

Das mit Astrid — das ist das Schwerste.

Der Oberst (nickt).

Die Obristin.

Wir haben so wenig für sie gethan.

Der Oberst.

Sie hat eine glückliche Jugend gehabt.

Die Obristin.

Schöne Kleider — heiteren Umgangskreis — kleine Reisen. Aber mit einer munteren Jugend verdient man kein Schwarzbrot für die alten Tage. Und — sie hat ja nichts gelernt.

Der Oberst.

Nichts gelernt?

Die Obristin.

Was solche junge Mädchen lernen — aber das ist ja nur zum Aufputz.

Der Oberst.

Wir konnten unsere Tochter doch nicht — Cigarretten rollen lernen lassen, zum Beispiel.

Die Obristin.

Wenn auch nicht gerade Cigarretten rollen —

Der Oberst.

Ja, oder irgendeinen anderen Erwerbszweig.

Die Obristin.

Ist es im Grunde nicht sonderbar, dass wir das nicht konnten — wenn wir so arm sind?

Der Oberst (nach einer kleinen Pause).

Heiraten dürfte sie wohl kaum.

Die Obristin (schüttelt den Kopf).

Auch für sie gibt es eine Altersgrenze. Sie wird wohl eines von diesen armen, alten Mädchen werden, die zu früheren Bekannten laufen müssen, um Empfehlungen für einen Stiftplatz zu bekommen — und die daheim sitzen und ihr altes wollenes Kleid wenden und es das Jahr darauf noch einmal wenden — und die an einem bestimmten Tage in der Woche zu einer mitleidigen Familie kommen, um Mittagsbrot zu erhalten und ausgelacht zu werden.

Der Oberst.

Warum malst Du es gar so hart aus?

Die Obristin.

Du sagtest ja selbst eben erst, wir sollten uns nicht im Halbdunkel verstecken. — Gegen sie haben wir uns versündigt.

Der Oberst.

Du denkst an damals —?

Die Obristin.

Du hast die ganze Zeit an dasselbe gedacht. — Es war doch gewiss etwas Ernsthaftes — ich glaube, sie hatte ihn gern — ein wenig für den Anfang — hätten wir es sich entwickeln lassen, wie es wollte, so wäre wohl mehr daraus geworden.

Der Oberst.

Aber denke doch — wie konnten wir? Denke, wenn ich nun General geworden wäre! Denke, wenn

ich einmal Excellenz geworden wäre! — Meine einzige Tochter — und ein Mann, der Rasmussen hieß! — Denke Dir: Rasmussen!

Die Obristin.

Aber ein braver Mann!

Der Oberst.

Ja, aber Maurermeister! Maurer—meister!

Die Obristin.

Man nannte ihn allgemein Architekt.

Der Oberst.

War nie auf die Akademie gegangen.

Die Obristin.

Aber trotzdem tüchtig.

Der Oberst.

Das behauptete man allerdings.

Die Obristin.

Und gut situiert war er.

Der Oberst.

Ja, gewiss! Ja gewiss! Aber Rasmussen! Liebe, ich konnte ja nicht! Und — Maurermeister! Nein, ich konnte doch wirklich nicht! — Nun, und was habe ich übrigens gethan? Ich hinderte es ja nicht.

Die Obristin.

Du übtest keinen Zwang. Astrid war damals jünger, leicht zu leiten.

Der Oberst.

Sie hatte selbst das Gefühl dafür, was es heißt, die Tochter eines hochgestellten Officiers zu sein — und adelig dazu! (Von draußen, weit weg hört man Gesang: „Gute Nacht, gute Nacht, eine süße, gute Nacht! Gute Nacht, gute Nacht, eine süße, gute Nacht!") —

Der Oberst.

Jetzt kommt sie.

Die Obristin (nickt).

Die anderen haben sie zurück zum Garten begleitet. Sollen wir — sollen wir uns also zu Bett legen?

Der Oberst (schüttelt den Kopf).

Pause.

Die Tochter (athemlos von der Veranda herein).

Seid ihr noch auf?

Die Obristin.

Wir haben auf Dich gewartet.

Die Tochter.

Das hättet ihr nicht thun sollen. (Nimmt den Shawl ab.) Danke für den Shawl!

Die Obristin.

Du hast ihn doch gut umgehabt?

Die Tochter.

Ja, das hab' ich. (Zum Oberst hin.) Gute Nacht, Vater!

Der Oberst.

Gehst Du zu Bett?

Die Tochter.

Es ist schon spät.

Der Oberst.

Aber warte doch ein bisschen.

Die Tochter.

Ich bin müde. Gute Nacht! (Zur Obristin hin.) Gute Nacht, Mutter! (Ab links im Vordergrund.)

(Der Oberst und die Obristin sehen einander erstaunt an.)

Der Oberst.

Was bedeutet das? Wie kurz sie zu uns sprach!

Die Obristin.

Ja, sie hatte es eilig, von uns fortzukommen.

Der Oberst.

Ob sie es wohl schon erfahren haben kann?

Die Obristin.

Es war vielleicht einer oder der andere in der Gesellschaft, der Bescheid wusste — möglicherweise haben auch andere als wir Briefe aus Kopenhagen bekommen.

Der Oberst (schüttelt betrübt den Kopf).

Und so nahm sie es so hart.

Die Obristin.

Es sind auch harte Tage, die jetzt für sie anbrechen werden.

Der Oberst.

Und vielleicht misst sie uns die Schuld bei.

Die Obristin.

Dann lohnt es wohl nicht, dass wir versuchen, uns zu vertheidigen. (Bald darauf.) Sollen wir zu Bette gehen?

Der Oberst.

Wenn sie nur hier geblieben wäre, dass wir uns mit ihr hätten aussprechen können. (Geht zur Thüre links, steht und lauscht.)

Die Obristin.

Was willst Du?

Der Oberst (geht von der Thüre fort).

Ach, nichts!

Die Obristin.

Wollen wir zu Bette gehen?

Der Oberst.

Ja — wir haben ja jetzt nichts mehr zu erwarten. (In den Hintergrund, schließt die Gartenthüre und versperrt sie.) Gehen wir also! (Nimmt die Lampe vom Tisch rechts und geht zu der Thüre rechts im Hintergrunde.)

Die Obristin (folgt ihm).

Der Oberſt
(bleibt bei der Thüre ſtehen und wendet ſich um).

Du!

Die Obriſtin.

Was wollteſt Du ſagen?

Der Oberſt (ſchüttelt den Kopf).

Arme, kleine Aſtrid! (Ab mit der Obriſtin.)

(Die Bühne ſteht einen Augenblick leer. Der Mond ſcheint durch die Fenſter. Dann öffnet ſich die Thüre links vorne langſam und vorſichtig; die Tochter ſpäht herein, ſchleicht ſich zögernd einige Schritte ins Zimmer herein, geht zum Fenſter im Hintergrunde links und blickt durch die Scheiben. Kurz darauf der Oberſt von rechts. Er ſieht die Tochter nicht, geht über die Bühne und öffnet die Thüre nach links.)

Der Oberſt (rufend).

Aſtrid! — Aſtrid, mein Kind! (Lauſcht.) — Biſt Du zu Bett, Aſtrid?

Die Tochter (geht vom Fenſter fort).

Der Oberſt (wendet ſich um und ſieht ſie).

Biſt Du da? — Wieder hier? — Noch nicht zu Bett gegangen? (Nimmt ſie bei der Hand und führt ſie durchs Zimmer, flüſternd.) Konnteſt Du nicht ſchlafen?

Die Tochter.

Nein — ich — ich konnte nicht ſchlafen.

Der Oberſt.

Ich auch nicht! Ich konnte nicht zu Bett gehen! — Ich wuſste, daſs ich kein Auge ſchließen würde.

Die Tochter.

Du?

Der Oberst.

Mutter auch nicht. Sie sitzt auf der Bettkante und weint.

Die Tochter.

Mutter?

Der Oberst.

Wir konnten es besser ertragen, als wir hier unten saßen und miteinander sprachen, aber als wir hineingiengen und uns niederlegen sollten und wussten, dass wir Stunde um Stunde liegen würden und denken und denken, da, da gieng uns der Muth aus. — (Umfasst sie und streichelt sie.) Wir denken ja nicht an uns selbst — nein, das mit Dir ist so schwer, so schwer! Und jetzt, als Du nach Hause kamst, da konnten wir es Dir ja anmerken, dass Du es wusstest — und es schien uns, dass Du etwas kurz mit uns sprachst — etwas kalt — ja, das war uns so hart!

Die Tochter.

Aber Vater! Ich verstehe nicht — wovon sprichst Du? — Was ist denn geschehen?

Der Oberst (starrend).

Weißt Du es nicht? — Wirklich nicht?

Die Tochter.

Was?

Der Oberst.

Dass ich nicht avancieren soll! Dass ich übergangen werde!

Die Tochter.

Nein — das wusste ich nicht. (Küsst ihn.) Armer Vater! Das hast Du nicht verdient!

Der Oberst.

Sagst Du das? Und nichts anderes als das? Keine harten Worte?

Die Tochter.

Nein, aber warum sollte ich denn? — Arme Mutter! Ich will zu ihr hineingehen. (Will zur Thüre rechts.)

Der Oberst.

Nein, Astrid! Sag mir, warum — ja, warum konntest Du dann nicht schlafen? — Wenn Du es nicht wusstest?

Die Tochter.

Lass' mich zu Mutter gehen!

Der Oberst (hält sie).

Es muss ja etwas geschehen sein — erzähl' es mir!

Die Tochter (schweigt).

Der Oberst.

Setzen wir uns dorthin! Komm! (Führt sie zum Tisch rechts im Vordergrunde.) Du dort. (Drückt sie aufs Sopha.) Und ich hier. (Setzt sich ihr gegenüber.) So! Wir haben doch schon öfters miteinander gesprochen, wir zwei — nicht?

Die Tochter (schweigt).

Der Oberst.

Du hast Dich sonst nicht vor mir gefürchtet, was, Astrid?

Die Tochter.

Nein, ich fürchte mich nicht vor Dir, Vater!

Der Oberst.

Was ist es also?

Die Tochter.

Es ist etwas geschehen — etwas jetzt wieder geschehen — zum zweitenmal! — Es geschah vor einigen Jahren, und — damals glaubte ich, dass es nie wieder geschehen würde.

Der Oberst.

Ist es —?

Die Tochter.

Er!

Der Oberst.

Er?

Die Tochter.

Er, der — mich liebte.

Der Oberst.

Ach, er — er, dieser — (Abbrechend.) Was er?

Die Tochter.

Er ist — her in die Stadt gekommen — um meinetwillen.

Der Oberst.

So? So? — (Trommelt mit den Fingern auf der Tischplatte.) Das ist ja — hm — amüsant — oder,

was ich sagen wollte — das ist wunderlich. Hm! (Steht auf.) Ich — ich glaube, ich will Mutter rufen. (Hin zur Thüre rechts.) Mutter! Mutter! Komm! Eile Dich!

Die Obristin

(von rechts mit einem Lichte in der Hand, sich die Augen trocknend).

Was gibt es?

Der Oberst.

Du sollst gleich hören! Es ist so — so ja, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll.

Die Obristin

(stellt das Licht auf den Tisch links).

Aber, was ist es doch?

Der Oberst (zieht sie nach rechts).

Komm! (Drückt sie in einen Sessel.) Du kannst Dir denken — dieser — dieser — ja, ich meine Astrids Mann — ja, Du weißt doch, er —

Die Obristin.

Ja, also, also!

Der Oberst.

Er ist hier in der Stadt — wegen Astrid hergekommen.

Die Obristin.

Nein, das ist doch —

Der Oberst.

Ja, nicht wahr? Das sagte ich auch —

Die Tochter.

Ich weiß wohl, daſs es Vater nie angenehm war, von ihm zu hören, Vater iſt ſo ariſtokratiſch.

Der Oberſt.

Das bin ich. Ich kann es nicht leugnen, ich bin immer ein großer Ariſtokrat geweſen.

Die Obriſtin.

Gewiſs iſt Vater ein Ariſtokrat — und das im allerbeſten Sinne. Er iſt Charakter-Ariſtokrat. Alles, was niedrig, kleinlich, lieblos iſt, das verabſcheut er. Aber jedem Manne mit bravem, noblem Charakter reicht er die Hand.

Der Oberſt (verblüfft).

So — o?

Die Obriſtin.

Ja, thuſt Du das nicht?

Der Oberſt.

Ja — a! Ja, natürlich.

Die Tochter.

Aber Vater kann doch gewöhnliche Namen nicht leiden.

Der Oberſt.

Aufrichtig geſtanden, habe ich immer einen Namen mit — mit Klang gerne gehabt.

Die Obristin.

Das ist ja so natürlich. So etwas bleibt hängen, wenn man selbst einen klingenden Namen hat. Aber bei Vater ist das rein auf der Oberfläche.

Der Oberst.

Auf der Oberfläche?

Die Obristin.

Gewiss! Selbst der gewöhnlichste Name erhält ja in Deinen Ohren Klang, wenn der Mann, der ihn trägt, tüchtig und ehrenwert ist. Habe ich nicht recht?

Der Oberst.

Ja — a. Gewiss hast Du recht.

Die Tochter.

Aber auf die Stellung legt Vater sehr viel Gewicht.

Der Oberst.

Ein Handwerker kann ein sehr braver Mann sein, weiß Gott, das kann er!

Die Obristin.

Was einen Mann adelt, ist ja nicht sein Rang, sondern seine Arbeit.

Der Oberst.

Ne — nein, natürlich — wenn man es so höher ansieht.

Die Obristin.

Und wir sehen es doch nicht niedrig an, was? — Aber hören wir doch, was Astrid zu erzählen hat.

Die Tochter.

Es lohnt jetzt gar nicht, darüber zu sprechen. Jetzt ist es zu spät.

Der Oberst.

Zu spät?

Die Obristin.

Aber erzähle uns doch!

Die Tochter.

Ich traf ihn, als ich mit den andern hinab zum Hafen gieng. Ich erkannte ihn sofort. Er grüßte nicht — strich nur so an mir vorbei. Als wir zurückgiengen, sah ich ihn nicht. Aber — er war hier unten im Garten und wartete auf mich.

Der Oberst und die Obristin.

Hier — im Garten?

Die Tochter.

Als ich den andern Gute Nacht gesagt hatte und in den Garten getreten war, stand er plötzlich vor mir. Ich sah, dass er bleich war — sonst sah ich ihn beinahe nicht. Ich hörte seine Stimme, aber hörte nicht, was er sagte. Denn es wurde mir so wunderlich zumuthe — es war, als sollte ich ersticken — denn ich hatte ja nie gedacht, dass er wieder kommen würde.

Der Oberst.

Und dann?

Die Tochter.

Ich wusste selbst nicht, wie mir geschah — ich lief — lief —

Pause.

Der Oberst.

Aber — aber dann kommt er wohl morgen! Er muss uns doch einen Besuch machen — Du sollst sehen, morgen —

Die Tochter.

Nein — jetzt kommt er nicht mehr.

Die Obristin.

Du liebst ihn, Astrid?

Die Tochter.

Ich habe mich wieder hier hereingeschlichen, um in den Garten zu spähen, denn — denn ich dachte, dass er vielleicht noch draußen sei.

Der Oberst.

Ja, nun ist er wohl nicht mehr da — aber Du sollst sehen, morgen —

Die Obristin.

Vielleicht wäre es doch zu spät, wenn wir bis morgen warteten. Aber es könnte immerhin möglich sein, dass er wirklich noch draußen wäre. Wir — wir könnten es ja auf jeden Fall probieren.

Der Oberst.

Meinst Du, dass — dass ich —?

Die Obristin (nickt).

Ja.

Der Oberst.

Dass ich hinaus in den Garten gehen sollte?

Die Obristin.

Vielleicht lieber die Thüre öffnen und rufen! Dürfen wir, Astrid?

Die Tochter.

Ah, danke, Mutter!

Die Obristin (zum Oberst).

Willst Du nicht?

Der Oberst.

Zur Thüre gehen und rufen? — ich? — ja — a! Ja natürlich will ich. (Steht auf, macht ein paar Schritte, bleibt stehen.)

Die Obristin (geht zu ihm hin).

Der Oberst (flüstert).

Es fällt mir doch so schwer — so verflucht schwer.

Die Obristin.

Vergiss nicht, wir sind arme, alte Eltern, die sonst nichts für sie thun können! Und nun siehst Du, dass sie ihn gerne hat! Ihr Glück lässt sich begründen.

Der Oberst.

Ja gewiss! Ja gewiss! Aber —

Die Obristin.

Weißt Du noch, was wir früher besprachen? — Musikunterricht? — Stiftplätze?

Der Oberst.

Jetzt gehe ich! Jetzt gehe ich! (Geht hin und öffnet die Gartenthüre.)

Die Obristin.

Nicht zu laut! — Denk' an die Nachbarn!

Der Oberst.

Aber — was soll ich rufen?

Die Obristin.

Seinen Namen.

Der Oberst.

Seinen Namen? — na — ja, richtig, das ist dieser — dieser Name — (Ruft halblaut in den Garten hinaus.) Rasmussen!

(Alle horchen.)

Die Obristin.

Noch einmal!

Der Oberst (wie früher).

Rasmussen!

(Alle horchen.)

Der Oberst (tritt ins Zimmer zurück).

Nein, meine Stimme lockt nicht.

Die Obristin.

So mußt Du selbst probieren, Astrid.

Die Tochter.

Ich, Mutter?

Die Obristin.

Er hat so vielemale vergebens nach Dir gerufen.

Die Tochter

(geht einige Schritte, bleibt stehen).

Ich — ich kann nicht.

Die Obristin.

Du kannst, wenn es Dir etwas gilt.

Die Tochter.

Ob es mir etwas gilt! (Hin zur Thüre, ruft halblaut hinaus.) Kommen Sie! — Kommen Sie! — Nun bin ich es, die ruft.

(Alle horchen.)

Die Tochter

(läuft ins Zimmer zurück, wirft sich in einen Stuhl rechts und verbirgt das Gesicht in den Händen).

Der Oberst.

Jetzt kommt er.

Die Obristin (schmiegt sich in seine Arme).

Ja, nun haben wir beide Frieden im Gemüth auf unsere alten Tage.

(Vorhang.)

Die Schweſtern

Personen:

Fräulein Bertha.

Fräulein Francisca.

Der Hardesvogt.

I.

(Zeitlich am Vormittag.)

Der Hardesvogt.

Ich bitte die Damen um Entschuldigung. Ich komme hieher nicht ohne triftige Gründe — das können Sie wohl begreifen.

Bertha.

Meine Schwester und ich bitten Sie, Platz zu nehmen.

Der Hardesvogt (bleibt stehen).

Es ist mir schwer geworden, hieher zu gehen. (Sieht sich im Zimmer um.) Jetzt sind es fast zehn Jahre her, seit ich zuletzt hier war — (rasch) ja, erschrecken Sie nicht! Mein Vorhaben ist diesmal ein ganz anderes. Aber — (sieht sich wieder um) der Besuch damals steht nun hier vor meinen Augen gleichsam — ja, was soll ich sagen — wie ein Stein am Wege — ich kann nicht daran vorbeikommen — ich muss stehen bleiben und die Inschrift lesen. Oder gleichsam — gleichsam wie ein Strauch in Blüte — ich muss mich hinab über die Blüten beugen — mich nur ein wenig beugen — und den Duft grüßen.

Bertha.

Meine Schwester und ich bitten Sie —

Der Hardesvogt (als hörte er nicht).

Ja, finden Sie nicht auch, das es so märchenhaft war? Hier wohnten Sie, wie im Feenreich. Es hieß, Sie hätten so gelebt, seit Ihre Mutter starb, zurückgezogen wie scheue Vögel. Niemand suchten Sie, für Niemand waren Sie daheim; nur die Armen kannten den Weg. Aber durch die Wälder glitten die zwei jungen, feinen Mädchengestalten auf einsamen Spaziergängen. Sie glitten vorbei so lautlos und in so stillen Farben. Und die des Weges zogen, entblößten ihr Haupt. Ich entblößte auch das meine. Und so kam es, daſs ich eines Tages hier in dieser seltsamen Stube stand, mit klopfendem Herzen.

Bertha.

Meine Schwester und ich —

Der Hardesvogt.

Ihre Schwester litt ja nicht; es kann sie also nicht schmerzen, wenn ich — wenn ich mich in der alten Stube umsehe. Hier sind so viele Dinge, die ich wiedererkennen kann. (Nimmt sich zusammen.) Nun ja! — Jetzt glaube ich doch, daſs ich an dem Stein vorbei kann, — jetzt habe ich die Inschrift gelesen.

Bertha.

Meine Schwester und ich bitten Sie, Platz zu nehmen. (Sie setzen sich.)

Der Hardesvogt.

Also — jetzt bin ich Hardesvogt dieses Bezirkes und nichts anderes.

Bertha.

Ist es als Beamter, dass Sie —

Der Hardesvogt (nickt.)

Bertha.

Meine Schwester und ich haben uns nie gedacht, dass die Obrigkeit Grund haben könnte, nach uns zu fragen.

Francisca.

Nein, das haben wir uns nicht gedacht.

Der Hardesvogt.

Nein, gewiss! Sie, die so still hinter Zaun und Hecken lebten.

Bertha.

Drum kommt es meiner Schwester und mir so wunderlich vor.

Francisca.

So wunderlich.

Der Hardesvogt.

Dazu ist es etwas Unheimliches, was ich bringe. Es thut mir weh, dass ich mit etwas Häßlichem eindringen muss, an einem schönen Vormittag, wo die Sonne so mild in Streifen über die Diele gleitet.

Bertha.

Wäre es da nicht möglich, dass meine Schwester und ich verschont werden könnten?

Francisca.

Ja, könnten wir nicht verschont werden?

Der Hardesvogt.

Dann wäre ich nicht gekommen. — Sie wissen, dass in früheren Jahren im östlichen Theil des Gutes Torf gestochen wurde — hier draußen hinter dem Garten — aber heuer hat der Pächter begonnen, auf der Westseite zu stechen, zunächst dem Garten.

Bertha.

Meine Schwester und ich wissen es nicht.

Der Hardesvogt.

Ich dachte mir, Sie müssten es doch auf jeden Fall bemerkt haben.

Bertha.

Es gibt so viel, was meine Schwester und ich nicht sehen.

Der Hardesvogt.

Dort im Moor hat man einen Fund gemacht. Sie haben es natürlich schon gehört?

Bertha.

Meine Schwester und ich haben nichts gehört.

Der Hardesvogt.

Die Pächtersleute wissen es doch.

Bertha.

Meine Schwester und ich sprechen mit niemand.

Francisca (erhebt sich zitternd).

Der Hardesvogt.

Ist das Fräulein krank?

Bertha.

Entschuldigen Sie uns. (Fasst die Schwester um die Taille und führt sie zum Fenster hin. Sie stehen einen Augenblick eng umschlungen. Bertha streichelt Franciscas Wange.) Schwester!

Francisca (nimmt sich zusammen).

Ja, Schwester? (Sie gehen zurück und setzen sich, einander bei den Händen haltend.)

Der Hardesvogt.

Der Fund war etwas, das dort so manches Jahr gelegen sein muss. Das Moor hat es gegerbt. Man kann erkennen, dass es die Leiche eines Kindes ist; vermuthlich ist es die Leiche eines neugeborenen Kindes gewesen.

Die Schwestern (schweigen).

Der Hardesvogt.

Und das ist wohl seinerzeit getödtet worden.

Bertha.

Es ist ganz sicher nicht getödtet worden.

Francisca.

Nein, nein, nicht getödtet!

Der Hardesvogt.

Warum nicht?

Die Schwestern (schweigen).

Der Hardesvogt.

Jetzt nach so vielen Jahren könnte es fruchtlos erscheinen, nach dem Verbrecher zu suchen. Der Zugang zum Moor stand überdies jederzeit frei, so dass es ja ein Fremder gewesen sein könnte, der von weither gekommen ist.

Bertha.

Ja, nicht wahr?

Francisca.

Ja, von weither.

Der Hardesvogt.

Aber da ist etwas ganz Merkwürdiges bei dem Funde. Die Kindesleiche war durch einen Strick mit einem Stein an den Grund geankert. Man bekam den Stein mit herauf. Es war kein gewöhnlicher Stein, es war ein sehr seltenes Stück Mineral. Und es ist mir gesagt worden, dass ein solcher Stein einmal der Familie hier gehört hat.

Bertha.

Meine Schwester und ich erinnern uns nicht.

Francisca.

Nein, wir erinnern uns nicht.

Der Hardesvogt.

Eine alte Frau, die zur Zeit Ihrer Eltern hier auf dem Hofe zur Hand gieng, hat ihn erkannt; sie erinnert sich, dafs er fortkam, und dafs die Fräulein vergebens darnach suchten.

Bertha (schüttelt den Kopf).

Der Hardesvogt.

Das ist wunderlich.

Bertha (unsicher).

Übrigens — jetzt, wo Sie es sagen — ja, j—a — wir haben wohl doch einmal einen solchen Stein gehabt, und der ist gewifs auch einmal fortgekommen.

Francisca.

Ja, nun glaube ich auch, dafs ich mich erinnere.

Der Hardesvogt (nach einer kleinen Pause).

Verzeihen Sie, ich frage Sie geradeheraus: Gibt es etwas in Bezug auf den Stein, was Sie zu verbergen wünschen?

Bertha.

Meine Schwester und ich haben nichts zu verbergen.

Der Hardesvogt.

Die Frau sagt, dafs der Stein gerade zu der Zeit verschwand, als Ihre Mutter starb.

Bertha.

Viele Jahre, bevor Mutter starb.

Francisca.

Viele Jahre früher.

Der Hardesvogt.

Die Frau erinnert sich bestimmt.

Bertha.

So ist es nach Mutters Tod gewesen.

Francisca.

Ja, nach Mutters Tod.

Der Hardesvogt.

Nun wollte ich gerne wissen, welche Mägde hier auf dem Hofe dienten, als Ihre Mutter starb.

Die Schwestern.

Welche Mägde?

Der Hardesvogt.

Niemand anderer außer den Mägden hat ja Gelegenheit gehabt, den Stein zu nehmen. Ist niemand da, den Sie im Verdacht gehabt haben?

Die Schwestern.

Gar niemand.

Der Hardesvogt.

Eine, die Marie hieß.

Bertha.

Marie hat es nie gethan.

Francisca.

Nie.

Der Hardesvogt.

Jung, schön, mit hellem Haar, sehr lebhaft. Ihr Singen wurde ringsherum gehört, solange der Tag war, sagt man.

Bertha.

Marie ist es nicht gewesen.

Francisca.

Nein, nein!

Der Hardesvogt.

Aber sie stand im Rufe, leichtsinnig zu sein.

Bertha.

Ich sage Ihnen, Marie ist es nicht gewesen.

Francisca.

Die gute, fröhliche, kleine Marie! Und nun ist sie verheiratet und hat kleine Kinder.

Der Hardesvogt.

Ja, es thut mir leid, aber —

Bertha.

Werfen Sie keinen Verdacht auf sie!

Der Hardesvogt.

Der ruht schon auf ihr.

Francisca (heftig, erhebt sich).

Aber ich sage Ihnen, sie ist es nicht! Sie ist es nicht! Ich sage es Ihnen, hören Sie! Sie ist es nicht!

Bertha.

Schwester!

Francisca

(sinkt wieder zusammen und schmiegt sich an die Schwester).

Bertha (küsst sie).

Schwesterchen!

Der Hardesvogt

(erhebt sich stille, geht zum Fenster hin und bleibt mit dem Rücken gegen die Schwestern stehen).

Francisca (flüsternd).

Keinen Verdacht auf andere! Hörst Du? Keinen Verdacht auf andere!

Bertha (flüsternd).

Nein, nein! Nie! — Aber — aber dann muss es sein, Schwester! Jetzt ist die Zeit gekommen.

Francisca.

Ja!

Bertha.

Ich will es thun.

Francisca.

Nein, ich!

Bertha

(legt ihr die Hand auf den Mund. Sie erheben sich und gehen miteinander Hand in Hand durch das Zimmer zum Hardesvogt, der sich nach Ihnen umwendet).

Bertha.

Dann habe ich Ihnen etwas zu sagen. Denn jetzt muſs es an den Tag, wer der Schuldige ist.

Der Hardesvogt.

Wissen Sie denn, wer das Kind getödtet hat?

Bertha.

Es wurde nicht getödtet.

Der Hardesvogt.

Aber wer hat es verborgen?

Beide Schwestern.

Ich.

Der Hardesvogt.

Sie —? Aah, unmöglich! — Und wer sollte die Mutter sein?

Beide Schwestern.

Ich.

Der Hardesvogt.

Was ist das? (Zu Francisca.) Wollen Sie sagen, daſs Sie —?

Francisca.

Ja.

Der Hardesvogt.

Warum sagen Sie so etwas? (Zu Bertha.) Und Sie sagten ja auch —?

Bertha.

Ich bin es. Meine Schwester verleumdet sich selbst.

Der Hardesvogt (zu Francisca).

Warum sagen Sie dann —?

Francisca.

Ich bin es. Meine Schwester verleumdet sich — um meinetwillen.

Der Hardesvogt.

Sagen Sie mir doch, wer ist es, der hier gedeckt werden soll? Wer ist es, den Sie retten wollen?

Beide Schwestern.

Mich.

Bertha (will sprechen).

Francisca.

Glauben Sie ihr nicht!

Der Hardesvogt

(geht von ihnen weg durchs Zimmer, kommt nach einer Weile zurück).

Wissen Sie, wie seltsam es mir ergangen ist? (Zu Francisca.) Seit ich vor vielen Jahren zuletzt hier war, sind Sie mir keinen Tag aus den Gedanken gekommen. Sie dürfen nicht böse werden, weil ich das

sage — ich weiß ja, es bringt Ihnen weder Freude, noch Schmerz — so hat es ja nichts zu bedeuten, daſs ich nicht laſſen kann, es zu sagen. In Gedanken sah ich beſtändig den Schatten eines Geheimniſſes über Ihrem Leben; ich habe keine ruhige Stunde gehabt, immer muſste ich darüber grübeln, was es sein könnte. Geſtern sagte ich auf einmal zu mir ſelbſt, daſs ich nun wüſste, was es war. Aber so, wie ich vorhin in die Stube hereinkam und Sie und Ihre Schweſter sah, wuſste ich doch nicht, was ich glauben ſollte. Und nun, da Sie es ſelbſt sagen, glaube ich Ihnen nicht. Nein, sagen Sie nichts! (Sieht von der einen zur anderen.) Machen Sie ſich nicht ſelbſt ſchlecht! Hören Sie! Selbſt wenn eine Unterſuchung gezeigt hätte, daſs keine von Ihnen Mutter geweſen iſt —

Bertha.

So etwas könnte ja nicht in Frage kommen, wenn ich geſtehe.

Der Hardesvogt.

Wie können Sie das glauben?

Bertha.

Wenn ich es ſelbſt sage?

Francisca.

Ja, wenn ich es ſelbſt sage?

Bertha.

Eine Unterſuchung — das iſt ja unmöglich!

Francisca.

Sie sagen das nur, um mir Angst zu machen.

Der Hardesvogt.

Ich sage jetzt nichts mehr — nicht heute. Und ich will auch nicht mehr hören; ich habe nichts gehört. Ich bin heute doch nicht Hardesvogt gewesen — ich kann nicht. Aber — morgen muss ich es sein. (Geht.)

II.

(Am selben Tage im Garten.)

Francisca.

Warum sitzest Du so stille?

Bertha.

Warum begießest Du die Blumen?

Francisca.

Das thu' ich jeden Tag!

Bertha.

Aber dieser Tag ist nicht wie andere Tage.

Francisca.

Die Blumen dürsten doch!

Bertha.

Und was dann?

Francisca.

Was meinst Du?

Bertha.

Du fragst? Kannst Du Dich an den Gartenweg dort drüben erinnern? Lang und gerade zwischen den zwei Reihen Sträuchern. Da war es, dass wir sie in

ener Nacht sahen. Er war ganz frischgeharkt. Weißt Du noch, wie wir ihre Fußstapfen am nächsten Morgen verwischten? Dann ließen wir den Gang zuwachsen. Das Gras breitete sich aus, Disteln schossen in die Höhe, die Äste der Büsche begegneten sich und verschlangen sich miteinander. Es kam Samen auf Flügeln geflogen; alles, was sich verbreiten konnte, strömte herzu, um zu keimen. Und doch gieng es uns nicht rasch genug; wir säeten selbst verstohlen Samen gieriger Pflanzen, die es eilig hatten. Hier sitzen wir nun in Deinem feinen Blumengarten; hier ist Kies auf dem Wege, hier stehen zarte Pflanzen in Beeten. Aber dort drüben sind wilde Triebe aller Art, die sich bekriegen und ersticken. — Schwester!

Francisca.

Ja!

Bertha.

Du siehst die Wildnis niemals.

Francisca.

Ich pflege meine Blumen.

Bertha.

Du hast es mit Absicht vermieden, hinüberzusehen.

Francisca.

Es hat sich verdunkelt, als sollte ein Gewitter heranziehen.

Bertha.

Zwölf Jahre ist es her. Was nützte alles, was wir thaten? Wir ließen den Gang zuwachsen — ich

habe ihn doch beständig frischgeharkt und offen gesehen. Wir decken die Fußspuren zu — ich habe sie doch nicht vergessen. Wir wollten die Schuld auf uns nehmen; darauf warteten wir von Jahr zu Jahr. Darum waren wir so stille, lachten niemals, sangen niemals, lebten nicht, erhielten uns nur am Leben. Und nun will man uns die Schuld nicht behalten lassen — man kann sich Gewissheit darüber verschaffen, dass keine von uns überhaupt ein Kind geboren hat. Alle Jahre sind für uns vergeudet, und sie waren doch so schwer, so schwer. — Warum starben wir nicht damals, anstatt jetzt?

Francisca.

Was sagst Du?

Bertha.

Du fragst wieder?

Francisca.

Was meinst Du doch? Was meinst Du?

Bertha.

Du wirst bleich und Du zitterst — ich glaubte, wir hätten dasselbe gedacht.

Francisca (sinkt vor ihr nieder).

Ah, Schwester?

Bertha.

Sollen wir den Fremden sagen, dass es — Mutter war?

Francisca.

Nie!

Bertha.

Dann wird auch niemand an sie denken. Aber man wird die Spur armer Mädchen verfolgen.

Francisca.

Nie!

Bertha.

So müssen Du und ich stumm werden, todtenstumm. Dann sprechen wir zuerst, damit nichts bleibt, wonach man jemand fragen kann. (Nach einer kleinen Pause.) Warum ziehst Du Deine Hand zurück?

Francisca.

Deine ist kalt.

Bertha.

Ja, ich habe an den Tod gedacht. Du hast immer Farbe in den Wangen gehabt.

Francisca.

Ich habe geträumt, dass ich lebte. (Erhebt sich, bleibt stehen und sieht über den Garten.) Andere brechen die Blumen und bringen sie in die Stuben. Da sehen sie die Farben, wenn sie den Blick von der Arbeit erheben, und sie merken den Duft, als stünde ein Fenster offen und der Wind striche herein. All die meinen welkten auf ihren Sträuchern. Aber jedesmal, wenn sie frisch standen, träumte ich, dass ich sie pflückte und zusammenband und in Vasen steckte. Zuerst waren es Syringen

und Goldregen. Den ganzen Frühling trug ich hinein in die Stube. Ich habe die brandrothen Lilien abgeschnitten; ich stellte sie in ein hohes Glas in eine Ecke der Stube, wohin die Sonne nicht kam, da standen sie und glühten. Und die Levkojen. Eines Tages nahm ich die Arme voll. Sie bogen sich in einer Schale unter dem Licht der Hängelampe. Im Spätsommer nahm ich eine Handvoll mit, jedesmal, wenn ich hereingieng, weißen, rothen, blauen Ritterspor n. — Aber wenn die Rosen blühten, dann — dann —

Bertha.

Jetzt hast Du wieder Farbe in den Wangen.

Francisca

(setzt sich nieder, das Gesicht in den Händen.)

Bertha.

Pflücktest Du auch Rosen?

Francisca (schüttelt den Kopf).

Bertha.

Erzähle es mir!

Francisca.

Eine einzige!

Bertha.

Eine einzige?

Francisca.

Die schönste. Und die küsste ich. Ich trug sie behutsam hinein und gab sie in ein feines kleines Glas.

Bertha.

Auf seinen Tisch?

Francisca.

Weißt Du es?

Bertha.

Ich habe es nicht gewusst. An dem Tage, als er herkam —

Francisca.

Erinnerst Du Dich daran?

Bertha.

Du sagtest Dein Nein so ruhig.

Francisca.

Dann erinnerst Du Dich nicht. Das Wort konnte ich nicht über die Lippen bringen. Ich schüttelte den Kopf, aber in meinen Gedanken sagte ich Ja und Ja und Dank und tausend Dank.

Bertha.

Ist das wahr? — Und seitdem hast Du geträumt?

Francisca.

Seitdem. Aber — jetzt pflücke ich keine Blumen mehr. (Nach einer kleinen Pause, flüsternd.) Lass' uns eilen, Schwester! — Vor der Nacht — sonst wird sie so lange — hörst Du? Solange es noch hell ist — im Dunkeln werde ich bange. — Du darfst nicht an mir zweifeln. Ich werde schon ruhig sein. Jetzt weiß ich ja, dass es sein muss. — Aber Du musst sagen, wie.

Ich habe so viel daran gedacht, zu leben, daſs ich es nicht verstehe, zu sterben. Könntest Du es nicht thun? — Ich meine — hilf mir, Schwester! — Könnte es nicht ganz leicht geschehen — ganz stille — gleichsam im Schlummer — ohne daſs ich es wüſste? — Sei mir nicht böse! Du bist stärker als ich — ich weiß auch so wenig Bescheid — bedenke doch, ich habe ja nie zuvor daran gedacht.

Bertha.

Willst Du thun, was ich Dir sage?

Francisca.

Alles.

Bertha.

So küsse mich zuerst.

Francisca (küſst sie).

Nun ist auch Deine Wange warm.

Bertha.

Und komm' jetzt! Laſſ' uns in die Stube gehen! Es fängt an zu dämmern.

Francisca.

Ja, wir müssen eilen.

Bertha (nickt).

Solange es hell ist. Im Dunkeln werde ich bange.

III.

(Am darauffolgenden Tage.)

Der Hardesvogt (liest den Brief):

„Das, was ich hier schreibe, ist die ganze Wahrheit. Das Kind war das Kind meiner Mutter. Es ist zwölf Jahre her. Damals war meine Schwester erst siebzehn Jahre. Ich war neunzehn. Ich hoffe, dass Sie mich verstehen können. Ich kann meine Gedanken nicht sammeln. Und ich muss nach Francisca sehen; sie schläft. Hierher war ein junger Verwalter gekommen. Er war schön. Ja, richtig! Zuerst muss ich erzählen, dass die Mutter seit acht Jahren Witwe war. Sie war neununddreißig. Francisca und ich sehen Mutter nicht ähnlich. Sie war sehr schön, stattlich und kräftig; schöne Augen hatte sie. Francisca und ich gleichen unserem Vater. Wenn ich nur das Ganze ordentlich im Zusammenhang erzählen könnte. Francisca war das letzte halbe Jahr vom Hause fortgewesen. Sie kam gerade zu den Sommerferien heim. Ich meine damals, als das geschah. — Und ja richtig — seit Vaters Tod hatte Mutter sich von allen zurückgezogen, wir verkehrten mit niemandem, sie kam in den Ruf, wunderlich zu sein. In den letzten Monaten hielt sie sich ganz im Hause, kam nicht aus ihrem Zimmer heraus, lag viel zu Bette. Sie versperrte häufig ihre Thüre — kam

jemand herein, so war die Gardine vor die Scheiben gezogen. Das Essen bekam sie hereingetragen. Am liebsten ließ sie sich von mir bedienen, sie war scheu vor den Mädchen. Ich vergaß, zu erzählen, daſs der Verwalter des Abends immer bei uns in der Stube saß. — Sie verstehen wohl, das war, ehe Mutter sich so einschloſs. — Ich spielte ihnen vor, aber Mutter hieß mich zeitlich zu Bette gehen. Wenn ich sie zur Ruhe gehen hörte, war es spät. Ich habe wohl schon geschrieben, daſs ich neunzehn Jahre alt war. Ich sah ihn gerne. Das bemerkte Mutter — das heißt, das ist etwas, was ich mir späterhin gedacht habe. Eines Abends kam er nicht, und sie sagte mir, er sei abgereist. In dieser Nacht weinte ich. Früher hatte ich selbst nicht gewuſst, daſs ich ihm gut war. — Damals, als er reiste, waren es sechs Monate, bevor das geschah — das Unglück, meine ich. — Übrigens weiß ich ja nicht, ob er es war; ich bin nur dessen gewiſs. Warum hätte er sonst reisen sollen? Nur weil ich nach ihm sah? —

Nun muſs ich hinein, um nach Francisca zu sehen. Gott sei Dank, sie ist wach. Heute Abend gab ich ihr ein wenig Opium, sie wuſste nichts davon — es war, damit sie zur Ruhe komme. Es war so unendlich wenig, aber dennoch habe ich nicht ruhig sein können; wenn es doch zu viel gewesen wäre! Jetzt möchte sie so gerne leben. — Sie ist schon wieder eingeschlummert. — Aber jetzt weiß ich nicht, wo ich aufhörte, und ich wage nicht, es zu überlesen. Ich muſs mich beeilen, denn sie darf mich nicht überraschen

und sehen, dass ich schreibe. — Aber jetzt weiß ich es — es war an dem Abend, als Francisca heimkam. Mutter wollte sie nicht sehen. In der letzten Zeit durften die Dienstmädchen gar nicht hereinkommen, niemand anderer als ich, und das so wenig als möglich. Erst zuletzt ahnte ich, wie es stand, und das hätte ich vielleicht nicht einmal können, wenn ihre Augen nicht so betrübt gewesen wären, wenn sie mich ansah. Sie hätten das nicht erfahren sollen. Wir hätten das Geheimnis mit uns nehmen sollen; heute Abend sollten wir todt sein. Aber wir konnten es nicht — ich meine Francisca — denn sie hatte davon geträumt, zu leben.

Wir standen am Fenster in unserem Schlafzimmer, Francisca und ich. Es war spät in der Nacht. Wir hatten viele Stunden zusammen gesprochen — es war an diesem Abend vor zwölf Jahren. Sie war so ergriffen davon, dass Mutter sie nicht sehen wollte. Da erfuhr sie, warum Mutter sich so verborgen gehalten hatte. Sie wurde ängstlich, sie verstand es ja nicht, ahnte nur etwas Böses. So musste ich es ihr erzählen. — Mutters Zimmer lag gerade unter dem unseren. Wir hörten, wie sie sich dort unten regte. Es kam uns auch vor, als hätten wir eine Thür gehen und jemanden sich hinausschleichen gehört. Vom Fenster aus sahen wir sie dann zurückkommen. Das will sagen, wir unterschieden bloß etwas, das sich bewegte; es war viel zu dunkel, als dass wir sie erkennen konnten. Aber dann erzählten wir einander, dass wir deutlich gesehen hatten, dass sie schwer auftrat und wankte, und einmal war

sie nahe daran, zu fallen. Das hatten wir beide gesehen, also mußte es ja wahr sein. Es ist beinahe nicht zu erzählen, all das. Francisca und ich haben all die Jahre hindurch einander gelobt, daß nie jemand es erfahren sollte. Darum mußten wir heute Nacht sterben. Sie war auch bereit dazu, und sie bat mich, daß ich ihr helfen sollte — aber wie konnte ich das, da ich merkte, daß sie so gerne leben wollte? Sie hat es vor mir verborgen, ich habe es nie gewußt, daß sie Sie liebt. Wie erinnere ich mich an sie, in dieser Nacht! Denken Sie, sie war nur siebzehn Jahre. Wir wußten ja eigentlich nichts, aber wir dachten das Allerschrecklichste, und wir kauerten uns zusammen, wir sanken hinab auf die Diele und hielten einander um den Hals und lagen da und zitterten. Und wir wagten nicht einmal hinabzugehen. Es war uns, als hörten wir etwas, aber dann wurde es stille. Denken Sie, es war unsere eigene Mutter, und sie war unglücklich und brauchte Hilfe, und wir konnten ihr sie nicht bringen. Erst als es zu dämmern begann, schlichen wir uns hinab über die Treppe. Die Thüren waren nicht versperrt. Sie lag auf ihrem Bette und war todt; steif und kalt schon. Es ließ sich so leicht verhehlen. Die Spuren verwischten wir, so gut wir konnten. Damals war es hier weit zum Arzte, wir ließen den Leichenbeschauer holen, es gieng ganz glatt. Sonst ließen wir niemand herein, der sie sehen konnte. Wir legten sie selbst in den Sarg. Zwölf Jahre sind wir nun umhergegangen und haben gewartet, daß etwas an den Tag kommen sollte, wir wußten nicht wie.

Nun kamen endlich Sie und erzählten es uns. Was hatten wir da anderes zu thun, als zu sterben? Aber Francisca darf nicht, nein, sie darf nicht. Es fängt an, Tag zu werden. Ich kann den Brief nicht durchlesen. Jetzt erwacht sie.

Bertha."

IV.

(Am selben Tage.)

Der Hardesvogt (öffnet die Thüre).

Verzeihung! Ich wufste nicht — ich habe mehreremale an die Thüre geklopft.

Francisca

(auf einem Schemel unter dem Fenster zusammengesunken).

Ich hörte es schon.

Der Hardesvogt.

Ich wufste ja nicht, dafs Sie nicht ganz angezogen seien.

Francisca.

Bin ich das nicht?

Der Hardesvogt.

Darf ich mit Ihnen sprechen?

Francisca.

Haben Sie mit Bertha gesprochen?

Der Hardesvogt.

Sie empfieng mich, als ich kam. Sie winkte bloß mit der Hand und deutete und sagte: Das Zimmer meiner Schwester ist dort drüben, die Thüre da!

Francisca.

Ich glaubte, sie hätte mich lieb. Aber dann würde sie mir geholfen haben, ich bat sie darum. Sie brachte mich abends zu Bett. Sie zündete eine Nachtlampe an wie eine Mutter für ihr Kind. — Aber sie hat es doch nicht gethan. — Sie brachte mir Wein, und ich dachte: es ist im Weine! Ich küsste sie und trank ihn. Ich lag ganz stille und wartete. Es kam eine trauliche Wärme über mich, und ich wurde matt und stille. Aber ich erwachte dennoch. Sie war noch auf. Gib mir noch Wein! bat ich, aber stärkeren! — Ich kostete ein paar Tropfen. Ja, der ist stark, sagte ich. Und ich dankte ihr für alles Gute und sagte Gute Nacht.

Der Hardesvogt.

Schliefen Sie dann?

Francisca.

Nein, ich erwachte. Ich sah Licht. Die Thüre stand halb offen. Ich hörte sie mit Blättern rascheln und hörte eine Feder über Papier laufen. Sie schreibt das Testament, dachte ich, und wollte sie nicht stören. Aber einen Augenblick nachher kam sie herein. Und da würde ich ungeduldig. Es wird bald Tag, sagte ich. Lieber bei Nacht, so lange ich schlafen kann! Wenn die Sonne scheint, ist es schwer! Gib mir noch Wein! Ich will Dir etwas zu essen bringen, sagte sie. Ich dachte, sie würde es vielleicht in die Speisen mischen. Und ich bat sie, sich zu beeilen. Sie brachte das Tablett herein und stellte es aufs Bett vor mich hin, und sie

zündete ein Licht an, damit ich sehen könnte. Aber ich schloss die Augen, während ich aß; ich wollte es nicht sehen. — Ist es in der Butter? dachte ich. — Ob es wohl im Fleisch ist? — Dann schien es mir, dass der Thee sehr süß war, süßer als er vom Zucker sein konnte. Und dann schlief ich ein. Als ich erwachte, stand das Fenster offen, und die Sperlinge zwitscherten. Da sagte ich ihr, dass sie mich hintergangen hätte, und dass sie mich verlassen sollte.

Der Hardesvogt.

Sie sind krank.

Francisca.

Nein, jetzt bin ich frischer. Ich habe die Müdigkeit verschlafen, und der Wein hat mich belebt. Aber — ich habe noch solche Angst.

Der Hardesvogt.

Wovor?

Francisca.

Vor dem heutigen Tag.

Der Hardesvogt.

Vor diesem schönen Tage.

Francisca.

Aber Sie hatten gesagt, dass Sie kommen würden.

Der Hardesvogt.

Ich kann die Angst von Ihnen nehmen. Wollen Sie thun, was ich sage?

Francisca.

Fragen Sie nicht so! Denn dann wird mir noch mehr bange vor Ihnen.

Der Hardesvogt.

Warum?

Francisca.

So sagte Bertha auch gestern Abend zu mir. Und auf sie baute ich.

Der Hardesvogt (nimmt ihre Hand).

Stehen Sie auf! Und setzen Sie sich hierher! — So zu mir! (Legt den Arm um sie.) Lassen Sie Ihr Haupt ruhen! Wie sind Sie doch schön! Und so weiß die Schulter. Zittern Sie? und warum schließen Sie die Augen? Jetzt wollte ich so gerne hineinsehen.

Francisca (hält die Augen geschlossen).

Der Hardesvogt.

Ist Ihnen noch bange?

Francisca (schüttelt den Kopf).

Der Hardesvogt.

Woran denken Sie?

Francisca.

An nichts.

Der Hardesvogt.

Träumen Sie?

Francisca.

Ich vergesse.

Der Hardesvogt.

Vergessen Sie weiter!

Francisca.

Wüssten Sie alles, was Sie wissen sollten, Sie hielten den Arm nicht so fest um mich.

Der Hardesvogt.

Ich weiß ja, dass Du mir gut bist. (Küsst sie.)

Francisca.

Ich träumte schon früher, dass Du mich küsstest.

Der Hardesvogt.

Darf ich Deinen Arm emporheben und ihn an meine Wange legen?

Francisca.

Ich habe einmal geträumt, dass Du die Hand über meine Arme gleiten ließest und sagtest, sie wären so kinderweich.

Der Hardesvogt.

Lass' mich Dein Haar aus der Schläfe streichen. Wie fein es ist!

Francisca.

Ich träumte auch einmal, dass Du es lösest und sagtest, dass es leuchtete, wie es durch Deine Finger lief.

Der Hardesvogt.

Weißt Du, warum ein Mann ein Weib anbetet?

Francisca.

Weil er sie schön findet?

Der Hardesvogt.

Weißt Du es wirklich?

Francisca.

Was sonst?

Der Hardesvogt.

Sonst lügt er. Er sagt, daſs er ihre Seele liebt; er sagt, daſs ihre Gedanken rein sind, daſs ihr Sinn ist, wie das Meer. Als ich Dich liebte, hatte ich nicht einmal Deine Stimme gehört. Ich hatte nur Deine Füße leicht schreiten und den Wind mit den Falten Deines Rockes spielen gesehen; ich hatte gesehen, wie Dein Arm und Dein Busen sich unter dem Sommerkleide rundeten; ich hatte die Sonne stille auf Deinem Haar im Nacken unter dem Strohhut liegen sehen. Darum liebte ich Dich. Ich muſste es Dir ja sagen, wie es ist. Aber was soll ich jetzt glauben? In langen bitteren Jahren hast Du von Tag zu Tag auf etwas Böses warten müssen, das ans Tageslicht kommen sollte.

Francisca (blickt hastig auf).

Was sagen Sie?

Der Hardesvogt.

Da ist mir bange geworden. Denn gesetzt, der Ernst hätte Dir ein Leben eingehaucht, das ich nicht

kenne — eine Seele, die ich unter Deiner Haut nicht sehen kann — etwas, das ich nicht in meinen Armen halten kann. Seit der Nacht, in der Du sahst, wie Deine Mutter —

Francisca (heftig).

Wer hat es Ihnen gesagt?

Der Hardesvogt.

Still! still! Antworte mir zuerst! — ob du mich verstehst?

Francisca
(nickt; nach einer kleinen Pause).

Weißt Du, wie ein Weib dazukommt, einen Mann zu lieben?

Der Hardesvogt.

Ihre Schönheit hat ihn gefesselt.

Francisca.

Ja, das merkt sie. Was sonst?

Der Hardesvogt.

Sonst sagt sie, dass es sein Geist ist — sie sieht auf zu ihm, sagt sie.

Francisca.

Ich traf Dich oft auf den Wegen — erinnerst Du Dich daran? — Ich fühlte Deine Augen auf mir ruhen, lange bevor Du so nahe warst, dass ich sie unterscheiden konnte. Dann, wenn Du an mir vorbeigiengst, las ich in ihnen, dass sie mit Freude auf

mir geruht hatten. Nachher konnte ich es nicht lassen, an Deine Augen zu denken. Ich war Dir einmal im Walde begegnet. Du mußt stehen geblieben sein und mir nachgesehen haben, denn ich konnte es lange Zeit fühlen — etwas Verborgenes, das meinen Körper zog und meine Schritte hemmen wollte. Nachher dachte ich daran, wie schwer es mir gefallen war, weiter zu gehen. Und Deine Augen sagten mir, daß Du fandest, ich sei schön. Und da wurden diese Augen mein stilles Glück. Und sie erzählten mir, daß Du Dich nach mir sehntest, wenn Du allein warst. Und da wurde Deiner Augen Sprache meine reiche Freude. So liebte ich Dich. So kam ich dahin, Dir gut zu sein, und darum — ich kann nichts dafür — ich weiß nichts anderes.

Der Hardesvogt (will sie an sich ziehen).

Francisca.

Nein, jetzt mußt Du mir es sagen! — ich merkte ja, daß Du alles weißt — und warum willst Du mich denn küssen? Warum stiehlst Du Dich denn nicht von mir fort und verbirgst Dich und kennst mich nicht?

Der Hardesvogt.

Sieh mir in die Augen!

Francisca.

Findest Du wirklich, daß ich noch ebenso schön bin?

Der Hardesvogt.

Ebenso schön.

Francisca
(wirft sich auf seine Brust).

Dank und Dank und tausend Dank! (Sieht wieder auf.) Aber wer hat es Dir doch gesagt?

Der Hardesvogt.

Eine, die begriff, dass Du leben solltest.

Francisca.

Bertha? — (Bewegt.) Bertha! (Löst sich aus seinen Armen.) Halte mich nicht! lass' mich einen Augenblick von Dir! — oder willst Du mit mir gehen? — ich muss sie sehen — ich muss meine Arme um ihren Hals legen und sie um Verzeihung bitten und sie küssen und segnen.

Der Hardesvogt.

Sie ist im Garten.

Francisca.

Im Garten? (Zum Fenster und schaut hinaus.) Nein, was ist das doch? (Ruft.) Bertha! Bertha! was machst Du? — (Zum Hardesvogt) Sieh! sieh! Bertha pflückt Blumen!

Im Dunkeln

Personen:

Der Sohn.

Die Tochter.

Die Mutter.

Der Fremde.

I.

Der Sohn.

Sind Sie es?

Der Fremde.

Kennen Sie mich?

Der Sohn.

Ich sollte Ihnen nur sagen, dass meine Schwester nicht kommt.

Der Fremde.

Wer ist Ihre Schwester?

Der Sohn.

Agnete ist es.

Der Fremde.

So heißen viele.

Der Sohn.

Die Leute sagen, dass sie meiner Mutter gleicht.

Der Fremde.

Ich kenne Ihre Mutter nicht.

Der Sohn.

Aber die Agnete, die meine Schwester ist und der Mutter gleicht und die achtzehn Jahre zählt, die ist es, die nicht kommt.

Der Fremde.

Und warum sagen Sie das mir?

Der Sohn.

Mutter sagte, Sie wären der Rechte.

Der Fremde.

Hat Ihre Mutter mich gesehen?

Der Sohn.

Nein, Mutter ist blind. Sie kam eines Abends zu mir herein, indes ich las; wenn ich lese, höre ich sonst nie irgendetwas; selbst wenn jemand laut ruft, höre ich es nicht; aber wie nur Mutter an meine Thüre tastet, höre ich es gleich; es klingt, als striche man mit einer weichen Feder über den Rahmen. Mutter sagte, Agnetes Stimme sei weicher geworden; sie habe jemanden liebgewonnen, sagte Mutter.

Der Fremde.

Fragte Ihre Mutter sie dann, wer es sei?

Der Sohn.

Nein, nein! Aber wenn ein Mann uns besuchte, da horchte Mutter, solange Agnete sprach; und wenn er gegangen war, da schüttelte sie den Kopf und sagte, er wäre es nicht. Dann kam sie eines Abends wieder zu mir herein. Sie sagte, es sei ein Mann, den wir nicht kannten. Agnete traf mit ihm im Walde zusammen, und sie giengen, wo es einsam war, und sie saßen auf einer Bank und flüsterten leise.

Der Fremde.

Ist uns jemand nachgefolgt?

Der Sohn.

Niemand hat Sie gesehen. Mutter bat mich, ihr den Weg von unserem Hause zu beschreiben, über die Wiese, den Zaun entlang, durch den Wald, um den See herum; ich dachte nach; ich war ja den Weg tausendemale gegangen; aber ich konnte mich nicht entsinnen. Nun, heute Vormittag gieng ich ihn zweimal hin und zurück, und ich zeichnete ihn auf ein Blatt Papier und merkte an, wo Baumwurzeln waren, wo feuchte Wiese und wo trockenes Gras. Mutter verstand mich gleich, als ich es ihr beschrieb. Und dann sagte sie mir, dass ich am Abend über die Wiese hin gehen sollte, und da, wo der Weg abbog und zwei große Bäume standen, da sollte ich warten, bis ein Mann kam, der stehen blieb. Zu ihm sollte ich hingehen und ihm sagen, dass meine Schwester nicht komme.

Der Fremde.

Sind Sie nun auch sicher, dass sie nicht kommt?

Der Sohn.

Mutter sagte, ich sollte sie einschließen.

Der Fremde.

Sollten Sie mir noch etwas von Ihrer Mutter sagen?

Der Sohn.

Ich sollte Sie so flehentlich bitten, meine Schwester nicht zu verfolgen.

Der Fremde.

Ich verfolge Ihre Schwester nicht.

Der Sohn.

Ich sollte Ihnen auch sagen, es sei Sünde, dem Kinde Gift ins Ohr zu flüstern.

Der Fremde.

Ich flüstere dem Kinde nicht Gift ins Ohr.

Der Sohn.

Und ich sollte ernst mit Ihnen sprechen, sagte Mutter.

Der Fremde.

Was wollen Sie mir da sagen?

Der Sohn.

Ja, das weiß ich eben nicht.

Der Fremde.

Sollen wir uns ein wenig an den Grabenrain setzen? — Sie sind nicht jung.

Der Sohn.

Dreißig Jahre.

Der Fremde.

Nicht älter?

Der Sohn.

Ich lese viel.

Der Fremde.

Ja, Ihre Schwester hat klarere Augen.

Der Sohn.

Was ist das, das Sie mir vors Gesicht halten?

Der Fremde.

Können Sie den Duft merken?

Der Sohn.

Nun, da Sie es sagen, scheint es mir —

Der Fremde.

Hier breite ich es auf meiner Hand aus. Sehen Sie — hier ist dünnes Gras — das da ist Klee.

Der Sohn.

Ist es — ? Ja, aber dann muss es wohl das sein, was man Heu nennt?

Der Fremde.

Es ist morgens gemäht und hat über die Wiese hingestreut gelegen und ist von der Sonne gebleicht worden. Der Wind hat darüber hingestrichen; die Lerche hat ihre Triller geschlagen, da, wo es lag.

Der Sohn.

Ich habe den Duft nie zuvor gekannt. — Aber was ist es, nach dem Sie oben in der Luft blicken?

Der Fremde.

Sehen Sie etwas?

Der Sohn.

Nein, da ist ja nichts anderes, als der Himmel.

Der Fremde.

Und den kennen Sie?

Der Sohn.

Ob ich den Himmel kenne? — So oft ich ausgehen soll, schaue ich hinauf, um zu sehen, ob ein Regen droht.

Der Fremde.

Ich liebe es, den Wolken mit den Augen zu folgen, wenn sie dahingleiten.

Der Sohn.

Ach ja! — Jetzt, da Sie es sagen — es ist auch wirklich recht wunderlich — ganz wunderlich. (Nach einer kleinen Pause.) Da kommt jemand.

Der Fremde.

Ein Bauernmädchen. Würden Sie sich trauen, sie anzusprechen, wenn sie vorbeikommt?

Der Sohn.

Warum sollte ich denn davor bange sein, sie anzusprechen?

Der Fremde.

Was würden Sie denn sagen?

Der Sohn.

Guten Abend natürlich. Und dann würde ich —

Der Fremde.

Sagen Sie ihr also Guten Abend, wenn sie jetzt kommt. — Sehen Sie? Sie ist ganz jung; die Schritte sind noch nicht schwer geworden, die Hände noch nicht groß. — Still! Nun ist sie hier.

Der Sohn.

Wie schön sie ist!

Der Fremde (nach einer kleinen Weile).

Da geht sie. Aber Sie haben ihr nicht Guten Abend gesagt.

Der Sohn.

Sahen Sie, wie ihr Gesicht — ? Ja, ich weiß nicht, aber — nein, sahen Sie es?

Der Fremde.

Sie erröthete.

Der Sohn.

Sie erröthete? Aber warum doch?

Der Fremde.

Sie sahen sie an. Und sie sagten ihr, dass sie schön sei.

Der Sohn.

Wunderlich. (Nach einer kleinen Weile.) Haben Sie je etwas so Mildes gesehen, wie ihre Augen? (Etwas

später.) Sehen Sie, wie die Wolken gleiten! (Etwas später.) Erröthete sie wirklich? Und bloß weil ich sie ansah und sagte, sie sei schön? (Etwas später.) Sehen Sie, nun fangen die Wolken an auch zu erröthen. Können Sie es sehen? Nein, folgen Sie ihnen mit den Augen! Haben Sie das je zuvor bemerkt? Es ist so wunderlich! Und spüren Sie den Heuduft? Das Heu liegt hier ringsum auf der Wiese. Ist das nicht ein schöner Duft? Und denken Sie, es ist nichts anderes als Gras und Klee, der im Sonnenschein gestanden und sich geneigt hat, und über dem die Vögel zwitscherten. Und nun liegt es hier bei Sonnenuntergang und ist trocken, aber es duftet dennoch, so dass man glauben kann, die Sonne stände hoch am Himmel. Finden Sie nicht, dass das schön ist? — Aber warum sind Sie jetzt so stille?

Der Fremde.

Und Sie kommen, um mir zu sagen, dass Ihre kleine Schwester und ich uns nicht wiedersehen sollen?

(Pause.)

Der Fremde.

Wollen Sie gehen?

Der Sohn (ist aufgestanden).

Der Fremde.

Sagen Sie also Agnete, dass ich hier bleibe und sie erwarte. — Aber was thun Sie da?

Der Sohn.

Ist nicht das hier Heu?

Der Fremde.

Ja.

Der Sohn.

Ob man wohl den Heuduft mit heimnehmen kann in seine Stube?

II.

Der Sohn.

Bist Du hier drinnen, Agnete?

Die Tochter.

Ja.

Der Sohn.

Bist Du zu Bette gegangen?

Die Tochter.

Ich liege auf dem Bette.

Der Sohn.

Weinst Du?

Die Tochter.

Nicht mehr.

Der Sohn.

Was ist das? Hier liegt ja ein Stuhl auf der Erde. Und hier! — Ist das der Tisch, der umgestürzt ist? Wer war denn hier?

Die Tochter.

Ich.

Der Sohn.

Es ist so dunkel hier. Bist Du da? — Das Kissen ist ja feucht. Du mußt viel geweint haben, kleine Agnete

Die Tochter.

Die Thränen, die ich hatte.

Der Sohn.

Ich weiß auch nicht, wie es zugieng.

Die Tochter.

Was?

Der Sohn.

Aber Mutter sagte ja, ich solle es thun. Und da mußte es doch recht sein, wenn Mutter es sagte, nicht?

Die Tochter.

Es mag wohl sein.

Der Sohn.

Hast Du versucht, herauszukommen?

Die Tochter.

Die Fenster sind schmal, wie Gefängnisfenster, und das Fensterkreuz ist dick. Ich suchte nach einem Messer, aber ich hatte nichts, als eine feine, kleine Schere und einige Nadeln.

Der Sohn.

Weintest Du dann?

Die Tochter.

Ich stürzte den Tisch um. Ich dachte, ihr müßtet es hören, und Du oder Mutter würde hereinkommen. Dann wollte ich an der Thüre stehen und herauslaufen, wenn sie aufgieng. Aber es kam niemand.

Der Sohn.

Und was dann?

Die Tochter.

Ich kann mich nicht erinnern. Ich glaube wohl, daſs die Haut von meinen Händen geriſſen iſt, und meine Glieder ſind wund. Ja, dann erinnere ich mich, wurde ich mit einemmale ſo müde, und dann weinte ich.

Der Sohn.

Aber — aber Du ſagteſt ja doch ſelbſt, es könnte wohl ſein, daſs es von mir und Mutter recht gethan war, nicht?

Die Tochter.

Aber ich kümmere mich gar nicht darum, was recht iſt.

Der Sohn.

Das haſt Du doch immer gethan.

Die Tochter.

Ich habe auch Blumen lieb gehabt. Erinnerſt Du Dich an meine Paſſionsblume? Sie war voll Knoſpen; heute konnte ich mich ſo ſchwer von ihr trennen, denn da waren zwei im Erblühen, und ich wollte ſie ſo gerne aufſpringen ſehen. Aber eben erſt ſtand ich am Fenſter und brach ſie von den Stielen und riſs ſie in kleine Stücke.

Der Sohn.

Aber, Agnete!

Die Tochter.

Ich habe auch nie einem Thier etwas zuleide gethan. Früher surrte eine Fliege zur Decke hinauf, die Wand hinab, surrte und surrte. Es machte mich müde, es anzuhören, und so tödtete ich sie.

Der Sohn.

Aber Agnete doch!

Die Tochter.

Wenn ich wieder weinen kann, will ich über die Fliege weinen.

Der Sohn.

Ich wollte Dir ja nichts Böses thun, ich habe Dich so lieb, Agnete.

Die Tochter.

Ich hatte die Passionsblume auch sehr lieb.

Der Sohn.

Und Du mußt bedenken, daß ich das ja gar nicht verstehe — dies — ja, eben, das — denn das muß ja Liebe sein, nicht wahr? — Wenn Du mir nur sagen könntest, was das ist.

Die Tochter.

Das weiß ich nicht.

Der Sohn.

Bloß mir ein ganz klein wenig erklären!

Die Tochter.

Ich weiß gar nichts. Ich habe soviel geweint.

Der Sohn.

Warum weintest Du?

Die Tochter.

Er wartete ja auf mich, und ich hätte eine Stunde bei ihm sein können.

(Pause.)

Der Sohn.

Agnete!

Die Tochter.

Ja!

Der Sohn.

Ich muss es Dir doch sagen.

Die Tochter.

Was?

Der Sohn.

Das, von dem er wünschte, ich solle es Dir sagen.

Die Tochter.

Hast Du mit ihm gesprochen?

Der Sohn.

Ich sollte Dir sagen, dass er auf Dich wartete.

Die Tochter (auf).

Lieber! Lieber! Ist es wahr? Er erwartet mich! Er erwartet mich! Warum hast Du das nicht früher gesagt?

Der Sohn.

Halt, Agnete! Dein Haar ist gelöst, Dein Tuch ist nicht gebunden, Du hast keine Schuhe an den Füßen.

Die Tochter.

Halte mich nicht zurück! — Lieber! Warum sagtest Du mir doch nicht, dass er mich erwartet? (Ab.)

Der Sohn (allein).

Ich konnte nicht anders. — Nein! Denn ich wusste ja nicht, ob es recht war.

III.

Die Mutter (von außen rufend).

Henrik! — Henrik! — (Kommt herein.) Jetzt habe ich mir selbst geholfen. Es ist ja so ungewohnt für mich, Dich rufen zu müssen. (Etwas später.) Warum kommst Du nicht zu mir hin? Sonst nimmst Du mich immer an der Hand und zeigst mir, wohin ich mich setzen soll, denn es liegen ja Manuscripte und Bücher auf allen Stühlen. — Ist heute Abend für mich gar kein Platz da?

Der Sohn.

Doch, gewiss, Mutter! Der nächste Stuhl, der neben dem Tische.

Die Mutter.

Aber der ist ja immer voll Papiere (fühlt nach), nein, heute Abend nicht.

Der Sohn.

Warum setzest Du Dich nicht nieder?

Die Mutter.

Ah, ich wollte nur — (fühlt nach) — auch keine Bücher auf diesem Stuhl — und diesem — und der kleine Tisch — nichts — und der Schreibtisch —

Der Sohn.

Rühre den Schreibtisch nicht an, Mutter!

Die Mutter.

Keine kleinen Papierstreifen mit Notizen.

Der Sohn.

Setze Dich doch nieder!

Die Mutter.

Ja, nun setze ich mich — hier dicht unter der Lampe.

Der Sohn.

Sie ist nicht angezündet.

Die Mutter.

Ich merke auch nicht die Wärme. (Nach einer kleinen Weile.) Was ist es, wonach es hier riecht? Es muss etwas hier auf dem Tische sein. — Es ist ja Heu, nicht?

Der Sohn.

Ja, es ist nichts anderes, als Heu.

Die Mutter.

Nichts anderes als Heu — auf dem Schreibtisch.

Der Sohn.

Mutter!

Die Mutter.

Ja, Henrik.

Der Sohn.

Ich — ich habe zu Agnete hereingesehen.

Die Mutter.

Ich weiß es.

Der Sohn.

Ich habe mit ihr gesprochen.

Die Mutter.

Ich weiß es.

Der Sohn.

Und — und —

Die Mutter.

Ich weiß es so gut, alles. Ich hörte Dich ja zu ihr hinein gehen. Und ich hörte sie fortlaufen. Und ich hörte Deine Schritte, als Du aus ihrer Kammer kamst. Und — ich wusste auch, als ich hereintrat, dass Deine Bücher geschlossen waren, die Papiere beiseitegelegt.

Der Sohn.

Wo bist Du denn den ganzen Abend gewesen, Mutter?

Die Mutter.

Wo ich zu sein pflege. Ich habe in meinem weichen Stuhl am Fenster gesessen und mein Geranium duften gefühlt und einen Nachtschmetterling an die Scheibe schlagen gehört, um herauszukommen. Und da schob ich ihm das Fenster auf und spürte die Luft hereinströmen mit dem Duft von Krauseminz aus dem Garten draußen.

Der Sohn.

Ja, aber was hast Du gedacht?

Die Mutter.

Gedanken gibt es so viele und so seltsame, Henrik!

Der Sohn.

Warum nennst Du mich Henrik?

Die Mutter.

So heißest Du ja.

Der Sohn.

Sonst sagst Du immer, mein Junge.

Die Mutter.

Ach ja! so sagte ich wohl auch. — Ja, ja, was war es doch, wovon wir sprachen, Henrik?

Der Sohn.

Ich fragte, was Du gedacht hattest.

Die Mutter (schweigt).

Der Sohn.

Da ist doch etwas, das Du mir sagen willst, nicht?

Die Mutter

(schüttelt den Kopf, dann nach einer kleinen Weile).

Ich saß drinnen am Fenster, und es war mir, als würde ich noch älter, als ich bin; ich wurde gebückt und klein, und schließlich trat ich wieder in die Kindheit. Und ich saß auf einem Schemel, und vor mir hatte ich ein großes Buch mit Bildern darin, und ich buchstabierte mir ein Märchen. (Hält inne.)

Der Sohn.

Du willst mir ja das Märchen erzählen, nicht wahr?

Die Mutter

(schüttelt den Kopf; eine kleine Weile später).

Es war einmal eine junge Mutter, die die große böse Welt gemartert hatte, und da wurde ihr bange für ihre kleinen Kinder. Und sie nahm sie an der Hand und gieng fort mit ihnen, einen Tag und zwei Tage und drei lange Tage, bis sie an einen Ort kamen, wo blauer Himmel war und grüne Erde und sonst nichts. Und sie baute sich ein kleines weißes Haus, und sie legte einen Garten darum an, und in die Beete pflanzte sie Ambra und Balsam und Krauseminz, und um den Garten zog sie eine dichte Hecke aus wilden Rosen. Aber wenn die Kinder zu Bette waren und sie des Abends im Garten umhergieng, da dünkte es ihr, dass sie nicht allein war. Eine alte Frau folgte ihr Schritt für Schritt und flüsterte ihr zu: „Warum hast Du diese alten Kräuter gepflanzt? In anderen Gärten schwellen köstliche Rosen wie schwarzrother Sammet oder gelbrothe Seide, und sie hängen von den Mauern herab, gleich weißen Bechern gefüllt mit gelbem Wein. Wenn Deine Kinder springen können, werden sie über die Hecke springen, und da werden sie es sehen.“ Die Mutter stammelte, als flehte sie für sich: „Meine weiße Hausmauer hinauf habe ich rothe Stockrosen gepflanzt, und alle dieselben Kräuter standen in meiner Mutter Garten.“ Die Kinder wuchsen heran, und die Mutter lehrte die

Tochter spinnen und weben, und indes der Fuß den Rocken trat, sang das Kind die Spinnliedchen, die die Mutter gesungen. Da erhob sich die alte Frau wieder vor der Mutter und drohte: „Nirgends tritt man den Rocken, nur hier in Deinem weißen Haus. Einstmals wird Dein Kind in Noth und Bedrängnis über Hügel und Heide irren, wie ein zahmer Vogel, der der freien Vögel Beutezug auf offenem Feld nicht kennt.“ Die Mutter erbebte und flüsterte in Thränen: „Ich will sie bei mir behalten! Ich will sie bei mir behalten!“ Und die Mutter gab ihrem Sohne eine Kammer, die gen Norden blickte, so dass die Sonne nicht blendete und ihre Wärme nicht erschlaffte. Und auf lange Regale stellte sie alte Bücher, die ihr Vater einst gelesen, Bücher in Lederbänden, seltsam verschnörkelte Mönchsbücher mit Bildern in Gold und Roth. Und in einem kleinen schweren Schrein mit Eisenbeschlägen lagen Pergamentrollen mit hängenden Siegeln.

Der Sohn.

Mutter!

Die Mutter.

Was willst Du, Henrik?

Der Sohn.

Mutter!

Die Mutter.

Aber eines Abends in der Dämmerung gieng die Mutter im Garten und hörte die Schritte der alten Frau hinter sich. Und die Knie zitterten unter ihr,

und sie barg sich hinter Sträuchern, und sie sprang über Blumenbeete, wie ein gejagtes Thier. O, wenn sie doch entrinnen könnte! Aber die Schritte der alten Frau waren stets hinter ihr. Und endlich sank die Mutter auf einen Rasenhügel hin und verbarg ihr Antlitz in dem langen Gras und ihre Thränen in dem kalten Thau. „Armes Mütterchen!“ — sagte die alte Frau zu ihr. — „Kannst Du weiter in die Zeit blicken? Baue das Mauerwerk nicht so hoch! Beschwerlich ist es niederzureißen, wenn er selbst neu bauen will auf dem Grunde.“ Da krampfte das Herz der Mutter sich zusammen, und sie konnte nichts erwiedern. Dann glitt Jahr um Jahr dahin. Die Stockrosen, die nur zu zweien stehen, hatten vielemale gewechselt, und das Ambra war ein Busch mit Stämmen geworden. Und so kam ein Tag, an dem der Rocken stillstand. Draußen im Garten schnitt das kleine Mädchen, das zur Jungfrau geworden war, die Zweige der Hecke fort. Die Mutter sah es und rang nach Luft und rief ihr zu, sie möge ihr doch um Gottes Barmherzigkeit willen sagen, was es war, das sie that. Aber die Tochter starrte durch das klaffende Loch in der Hecke hinaus über die Fluren und athmete tief. Und dann verschwand sie. Da lief die Mutter hinaus in den Garten, und sie lief über die Felder, sie watete durch Sümpfe, strauchelte über Baumwurzeln. Doch spät abends schleppte sie sich todesmüde heim zum Hause. Und da sah sie, dass ihr Sohn fort war. Das Pferd, das ihn getragen, hatte tiefe Hufspuren in den weichen Grund um das weiße Haus gegraben. Nach diesem konnte die Mutter

nicht weinen. Aber es überkam sie ein seltsames Verlangen, der alten Frau wieder zu begegnen. Und sie bog die Stockrosen zur Seite und riss ihre Finger an den Dornen blutig und kroch unter die Büsche, um zu suchen. Doch sie fand keine Spur. Da dünkte ihr, dass sie selbst die alte Frau war. Und sie folgte sich Schritt für Schritt, und sie drohte sich selbst, und sie ergriff sich bei den Schultern, und sie zitterte vor sich selbst. Und die alte Frau, sie selbst, sagte zur Mutter, zu sich selbst: „Wo sind sie hin? Flohen sie nicht von Dir mit ihren Freuden?“ Aber die Mutter wagte es nicht, der alten Frau in die Augen zu sehen, wagte es nicht, sich selbst in die Seele zu blicken, sie stammelte bloß: „Ich riss doch den Flaum von meiner Brust, um das Nest zu bauen.“ Aber die alte Frau griff der Mutter, griff sich selbst an die Brust und fragte: „Warum hast Du es gethan?“ Da vergieng eine Weile, und dann konnte die Mutter weinen, und sie weinte sanft. Und sie sagte: „Ich wagte es nicht sie fliegen zu lehren. Aber vielleicht werden sie einmal zu mir zurückkehren mit ihren Schmerzen. Und dann ist es doch, wie ich es wollte.“

(Pause.)

Die Mutter (steht auf).

Gute Nacht — mein Junge!

Mazurka.

Schauspiel in einem Act.

Personen:

Fräulein Laura Hagen.

Assessor Lassen.

Mortensen, Pianist.

Der Großhändler.

Zum erstenmal aufgeführt im Dagmar-Theater in Kopenhagen am 15. September 1892.

Die Bühne: Ein Cabinet. Links im Vordergrund die einzige Thür, die in einen Saal offen steht, in welchem zum Tanzen hergerichtet ist. Dicht an der Thüre ein geöffnetes Fortepiano, das von der Wand weggeschoben und so gestellt ist, dass der Spielende den Zuschauern den Rücken wendet. Die Lichter auf dem Clavier sind angezündet. Rechts im Vordergrunde ein kleiner Tisch mit Sofa und kleinen Fauteuils. Im Hintergrunde in der Ecke rechts ein Pfeilerspiegel. Auf einer Console eine niedrige, brennende Lampe mit farbigem Schirm. Die Bühne ist leer, wenn der Vorhang in die Höhe geht. Der Großhändler und Mortensen kommen von links herein.

Der Großhändler (auf das Clavier weisend).

Sehen Sie, lieber Mortensen, so haben wir es gestellt.

Mortensen
(legt die Noten auf das Clavier).

Ja, es ist ja ebenso wie letztesmal.

Der Großhändler.

Accurat! Von der Wand weg, zur Thüre hinab — ja, ich glaube, es könnte gar nicht besser stehen.

Mortensen.

Ja, es muss schon recht sein.

Der Großhändler.

Aber nun müssen Sie auch tüchtig darauf los hämmern, lieber Mortensen! Mit der Kraft nicht

sparen — na, und wünschen Sie Ihr Talent anzufeuchten, dann geben Sie bloß dem Diener einen Wink.

Mortensen.

Tausend Dank, Herr Großhändler! Mein Talent pflegt nicht am besten bei feuchtem Wetter zu florieren.

Der Großhändler.

Nicht? — Dann ist es gewiss kein richtiges Talent.

Mortensen.

Ach nein, das ist es wohl vielleicht auch nicht.

Der Großhändler
(sich zur Thüre wendend).

Sehen Sie einmal her, meine Damen! Dieser Mann ist Herr Mortensen! Bemerken Sie ihn wohl, denn er ist ein merkwürdiger Mann. Ja, Sie kennen ihn! Sie haben seine Gaben schon erprobt. Hören Sie ihn anschlagen — niemand vermag ihm zu widerstehen! Die Füße müssen hüpfen, und die Herzen — ach, lieber Gott! Sprechen wir lieber gar nicht von den Herzen. (Vom Saale hört man Lachen und Händeklatschen.)

Und jetzt noch ein ernstes Wort zu diesem merkwürdigen Manne, bevor er anfängt. — Mortensen! Wenn Sie einen Walzer spielen, dann mit Schwung, dass es nur dampft!

Stimmen (vom Saale).

Hört! Hört!

Mortensen (sich verbeugend).

Es soll ein Orkan werden, Herr Großhändler, ein reiner Orkan.

Der Großhändler.

Ja, mehr können wir billigerweise nicht verlangen. (Klopft Mortensen auf die Schulter.) Nun, jetzt begibt sich die ganze Gesellschaft hinein und nimmt eine ruhige, kleine, friedliche Erfrischung zu sich. Und dann kommen wir hereingeeilt und bitten Sie, stürmisch aufzuspielen.

Mortensen.

Es soll die wilde Jagd werden, Herr Großhändler. (Großhändler ab.)

Mortensen

(allein, öffnet die Notenhefte, probiert das Clavier).

Na, es ist schon lange her, seit der Kasten gestimmt worden ist. (Probiert noch einmal.) Aha! Daſs so wohlhabendes Krämervolk sich mit solch einer heiseren Spieldose zufrieden gibt. Aber — (verbeugt sich) von Ebenholz ist sie, natürlich! (Gähnt, dehnt sich, setzt sich an das Clavier, so daſs er verborgen ist.)

Laura

(im Ballkleid geht zum Spiegel und befestigt eine Blume in ihrem Haar).

Lassen (gleich darauf).

Laura!

Laura.

Was wollen Sie?

Lassen.

Weshalb fragen Sie? — Jetzt ist es zwei Jahre her. Diese zwei Jahre bin ich demüthig umhergegangen und habe gewartet, stille darnach getrachtet, mit Ihnen sprechen zu können. Stets haben Sie mich abgewiesen. Nun habe ich den festen Willen — ich will mit Ihnen sprechen.

Laura (will an ihm vorbei).

Erlauben Sie?

Lassen (bittend).

Laura!

Laura (bestimmt).

Kann ich da vorbei?

Lassen (sie ansehend).

Nein — Sie können nicht vorbei.

Laura.

Was — was meinen Sie?

Lassen.

Setzen wir uns — bloß für zwei Minuten. Wie oft sind wir nicht gesessen und haben miteinander gesprochen, wir beide! Wir sagten nicht Sie zueinander, damals. Dann kam dieses Vergehen von meiner Seite — und dann diese zwei Jahre — lange Jahre, in denen ich Ihre Stimme nur hörte, wenn Sie zu andern sprachen — nie ein Wort, nie ein Flüstern, das mir galt.

Laura.

Jetzt müssen Sie mir aber doch gestatten, von hier wegzukommen, hören Sie!

Lassen.

Ich kann nicht.

Laura.

Wollen Sie einen Scandal provocieren?

Lassen.

Bloß mit Ihnen sprechen will ich.

Laura.

Wir zwei haben nichts miteinander zu sprechen.

Lassen.

Sie dürfen nicht so —

Laura.

Dürfen?

Lassen.

Sie wissen, dass Sie nachgeben müssen. Was uns damals aneinander knüpfte, war mehr, als dass es alles gelöst sein könnte. Laura, es kann nur zu Glück führen. Lassen Sie uns miteinander sprechen.

Laura.

Nein!

Lassen.

Aber Sie können dem nicht entgehen, wenn ich nicht will. Sehen Sie nicht, wie sehr ich mich verändert habe? Ich habe Muth bekommen — ich bin kühn

geworden. (Von rückwärts gegen die Thüre zu.) Denken Sie mal! Es könnte mich amüsieren, die Thüre ein wenig zuzulehnen. (Thut es.)

Laura (ängstlich).

Thuen Sie das nicht!

Lassen.

Fürchten Sie sich nicht. Es ist niemand im Salon, und es dauert noch eine Weile, bis jemand herein kommt. Wollen Sie die Thüre lieber geschlossen haben? (Macht sie zu.)

Laura.

Machen Sie auf! Wenn jemand käme!

Lassen.

Was weiter? Dann habe ich mich lächerlich gemacht. Das ist alles.

Laura.

Und ich?

Lassen.

Wir können sie ja auch versperren — dann kommt niemand. (Versperrt die Thüre.)

Laura.

Ah, ist das Ihre Absicht?

Lassen.

Was denn?

Laura.

Mich zu einem Ja zu bringen, um meinen Ruf zu retten?

Lassen (stutzt, sieht sie an).

Jetzt öffne ich. (Will die Thüre öffnen, aber kann nicht.)

Laura.

Können Sie nicht?

Lassen
(fährt fort, den Schlüssel zu drehen).

Es ist wie verhext.

Laura.

Eilen Sie sich! — nein, lassen Sie mich! (Dreht an dem Schlüssel.)

Lassen.

Lassen Sie mich noch einmal! (Bemüht sich vergebens, läßt es dann.) Nein! Er will nicht.

Laura (entfernt sich von der Thüre).

Was sollen wir anfangen?

Lassen (geht auch von der Thüre fort).

Das wollte ich nicht.

Stimmen
(von außen, immer mehr und mehr).

Was ist das? — Wahrhaftig, die Thüre ist zugesperrt. — Wer hat das gethan? — Was soll denn das heißen?

Lassen (flüsternd).

Verzeihung!

Stimmen (von außen).

Wer wohl drinnen ist?

Lassen (flüsternd).

Nicht um alles in der Welt wollte ich das gethan haben.

Die Stimme des Großhändlers
(von außen).

Aber zum Teufel! Mortensen! Mortensen! Sind Sie nicht drinnen?

Mortensen
(erhebt sich hinter dem Clavier und geht zur Thüre hin).

Ja, ich bin hier, Herr Großhändler!

Die Stimme des Großhändlers.

Was in aller Welt treiben Sie denn, Mensch?

Mortensen.

Ich plage mich, um die Thüre aufzukriegen, aber ich kann nicht, Herr Großhändler! — Sie ist ins Schloss gefallen.

Viele Stimmen (von außen).

Ins Schloss gefallen!

Mortensen.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich — ich habe zufällig, — zufällig, daran —

Die Stimme des Großhändlers.

Was?

Mortensen.

Daran ein bisschen gezogen.

Die Stimme des Großhändlers.

An dem Schlüssel?

Mortensen.

Ja, an dem Schlüssel und — und an dem Schloss und an der Thüre und an der Haspe und so 'n bischen an allem.

Die Stimme des Großhändlers.

Sie sind verrückt, Mortensen.

Mortensen.

Nein, das bin ich nicht, Herr Großhändler! Aber ich — ja, ich weiß wahrhaftig nicht, wie es zugegangen ist — ich kann mir nichts anderes denken, als dass mir schwindelig geworden ist.

Die Stimme des Großhändlers.

Da müssen Sie ja betrunken sein, Mortensen.

Mortensen.

Das war ich nie, Herr Großhändler! Aber ich glaube, dass ich so ein wenig das Übergewicht bekam, und da — da wollte ich mich jedesfalls an der Thüre festhalten, und da ist sie eben zugefallen, und da hab' ich wohl dem Schlüssel einen Stoß gegeben, und der hat sich natürlich im Schloss herumgedreht, und so — ja, so muss es offenbar — offenbar zugegangen sein.

Die Stimme des Großhändlers.

Das ist eine nette Geschichte.

Mortensen.

Ja — a.

Die Stimme des Großhändlers.

Eine niedliche Geschichte.

Laura (drückt Mortensen die Hand).

Ich danke Ihnen.

Lassen (ebenso).

Das will ich Ihnen nie vergessen. (Ruft.) Fräulein Hagen und ich sind auch mit Herrn Mortensen eingesperrt.

Die Stimme des Großhändlers.

Ich muss Sie wirklich sehr um Entschuldigung bitten, Fräulein Hagen, und Sie auch, Herr Assessor! — Mortensen!

Mortensen.

Jawohl, Herr Großhändler!

Die Stimme des Großhändlers.

Sie sind doch ein unglaublicher Tolpatsch! — Ja, jetzt muss man natürlich um einen Schlosser schicken.

Mortensen
(leise, sich die Hände reibend).

Ein Schlosser. Dem kann man Sonntag Abend lange nachlaufen.

Die Stimme des Großhändlers.

Ich muſs Sie nun bitten, ſich die Zeit, ſo gut es gehen will, zu vertreiben.

Laſſen.

Das wollen wir ſchon. (Zu Mortenſen.) Aber von wo ſind Sie gekommen?

Mortenſen (hinter das Clavier weiſend).

Von hier! — Ich ſaß da und wartete darauf, daſs der Tanz beginnen ſollte — ich habe vorige Nacht auch geſpielt, ſo daſs ich nahe daran war, ein biſschen einzunicken — ſo mit einem Auge.

Laſſen.

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken ſoll.

Mortenſen.

Indem Sie thuen, als ob ich nicht vorhanden wäre. (Bläst die Kerzen vom Clavier aus.)

Laura
(die ſich an den Tiſch rechts geſetzt hat).

Löſchen Sie aus?

Mortenſen.

Ja richtig. Die Kerzen gehören nicht mir. Ja, wiſſen Fräulein, daheim bei mir bin ich es gewohnt, ökonomiſch mit den Lichtern umzugehen — und für dieſe hier iſt ja augenblicklich keine Verwendung, bis der Schloſſer kommt. (Verbeugt ſich.) Ja, und ſo will ich mich mit Ihrer Erlaubnis zurückziehen.

Laura (sich umsehend).

Wohin?

Mortensen.

Dort hinter das Clavier, um zu schlafen — mit beiden Augen. (Setzt sich zum Clavier.)

Lassen (geht nach rechts, bleibt stehen).

Laura.

Sie bleiben stehen.

Lassen (nickt).

Laura.

Sie sollten sich wirklich setzen! Die Gefangenschaft wird sich vielleicht lange hinausziehen.

Lassen.

Warum sprechen Sie zu mir?

Laura.

Ja, nun bin ich kühn geworden (nach einer kleinen Pause). Dann thun Sie mir übrigens auch leid.

Lassen.

Ihnen?

Laura.

Ja, denn das, was Sie gethan haben, war ungeschickt. Es würde mir ganz anders zumuthe sein, wenn die Geschichte nicht so lächerlich ausgefallen wäre — ja, sagten Sie nicht eben, dass Ihnen nichts daran läge, sich lächerlich zu machen?

Lassen.

Ich dachte nicht gerade daran, es in Ihren Augen zu werden.

Laura.

Es heißt, daſs Glück vor Verstand geht. Wenn es sich um Tordenskjöld oder Karl den XII. oder solche Leute handelt, dann drückt man es so aus, daſs dem Kühnen das Glück folgt. Das klingt ganz gut.

Lassen.

Aber wenn es sich um einen — Assessor handelt?

Laura.

Dann sagt man, daſs es ein großes Glück ist, sich so gut aus einer —

Lassen.

Dummheit zu ziehen.

Laura (nickt).

Sie haben es gesagt. Es klingt nicht so schmeichelhaft, wie das über Karl den XII.

Lassen.

Es scheint mir — ja, soll das nicht heißen, daſs Sie mir Erlaubnis geben wollen, zu sprechen?

Laura.

Conversation zu machen — das will ich Ihnen erlauben.

Lassen (zieht sich zurück).

Ach, dann!

Laura.

Das wollen Sie vielleicht nicht?

Lassen.

Was?

Laura.

Conversation machen.

Lassen.

Ich kann es nicht.

Laura.

Sie sollten es aber können.

Lassen.

Muss hier durchaus geschwätzt werden?

Laura.

Ja, allerdings — leicht und gleichgiltig über gleichgiltige Dinge! — Und hier dürfen keine Pausen entstehen.

Damenstimmen (von außen).

Laura!

Laura (ruft).

Ja!

Damenstimme.

Wie befindest Du Dich?

Laura.

Danke, vortrefflich.

Herrenstimme (von außen).

Amüsieren Sie sich, Fräulein Hagen?

Laura (ruft).

Wie könnte ich nein sagen, wenn ich zwei Cavaliere zu meiner Unterhaltung habe?

Herrenstimme.

Zwei?

Laura.

Ja, Herrn Lassen und Herrn Mortensen.

Mortensen

(erhebt sich hinter dem Clavier).

Was beliebt?

Laura.

Pardon! Ich störte Sie.

Mortensen.

Gar nicht! Durchaus nicht! In keiner Weise! (Setzt sich wieder.)

Laura (zu Lassen).

Sie sehen aus, als ob Sie an etwas Lustiges dächten.

Lassen.

Nicht lustig, aber curios.

Laura.

Dann können Sie es ja in die Conversation verflechten.

Lassen.

Sie sagten vorhin, ich hätte Glück gehabt, weil ich mich so gut aus dieser — Dummheit zog. Aber —

Laura.

Hier gibt es wohl kein „Aber".

Lassen.

Ja, aber eines ist eben das Curiose. Denken Sie, was war es denn, das ich gerne wollte: Mit Ihnen zusammen von der Gesellschaft abgeschlossen sein, bloß für fünf Minuten! — Nun sind wir vielleicht für eine ganze Viertelstunde eingesperrt, und da haben wir Mortensen hier.

Laura.

Das trifft ja gar nicht zu, was Sie da sagen. Muss man es nicht ein großes Glück nennen, dass Sie verhindert wurden, einen schlechten Plan auszuführen?

Lassen.

Einen schlechten Plan?

Laura.

War es nicht ein schlechter Plan?

Lassen.

Jetzt conversieren Sie gewiss nicht.

Laura.

Sie können ja immerhin sprechen, wenn Sie vernünftig sprechen wollen.

Lassen.

Darf ich? (Setzt sich.) Dann will ich Ihnen sagen —

Laura.

Aber ich sehe Ihnen an, dass das, was Sie sagen wollen, nicht vernünftig ist. (Steht auf.)

Lassen (ihr die Hand entgegenstreckend).

Laura!

Laura.

Sie sehen selbst, dass ich recht hatte. (Geht zum Clavier.) Langweilen Sie sich nicht, Herr Mortensen?

Mortensen (ohne aufzustehen).

Ich schlafe, Fräulein.

Laura.

Möchten Sie sehr ungerne aufwachen?

Mortensen.

Ganz, wie Fräulein wünschen.

Laura.

Ich möchte Sie sehr gerne wecken, wenn ich darf.

Mortensen (springt auf und tritt vor).

Dann erwache ich sofort.

Laura.

Wollen Sie uns ein bisschen vorspielen?

Mortensen (kraut sich im Haar).

Die ganze Gesellschaft drinnen stürzt sich auf die Musik wie hungrige Wölfe.

Laura.

Aber macht das etwas?

Mortensen.

Fangen Leute im Ballanzug einmal an herumzuschnurren, dann gibt es kein Aufhören mehr. Und ich hatte mich so sehr gefreut, hier zu sitzen und gegen Bezahlung ein bisschen zu duseln, bis der Schlosser kam.

Laura.

Wenn Sie ganz leise spielen und es keine Tanzmusik ist?

Mortensen.

Wünschen Fräulein es?

Laura.

Ich möchte es sehr gerne haben.

Mortensen.

Dann probieren wir's. (Setzt sich ans Clavier und spielt gedämpft.)

Laura.

Das ist schön.

Mortensen.

Finden Sie?

Laura.

Es erinnert mich daran, wie ich an einem Wintertag in die Stube meiner Großmutter guckte. Das war ein gemüthliches, ganz kleines Stübchen. Rothe Kattungardinen an den Fenstern, und ein großer Kachelofen —

Mortensen.

Wie hübsch das ausgelegt ist! Das habe ich mir nun selbst nicht dabei gedacht.

Laura.

Was denn?

Mortensen.

Für mich verbindet sich die Melodie mit einem großen Saal — so etwas wie ein langer Gang mit vielen Lichtern, Teppiche auf dem Boden, Gemälde an den Wänden —

Laura.

Die kleine, zarte Melodie?

Mortensen (nickt).

Laura (blickt ihn ein wenig an).

Ob man wohl ein bisschen in den langen Gang mit den Lichtern und den Teppichen hineingucken dürfte?

Mortensen (schüttelt den Kopf).

Ich fürchte, die Thüre dazu ist ins Schloss gefallen (abbrechend). Aber, wenn Fräulein sich wieder setzen wollen, dann werde ich eine Tanzmelodie spielen,

eine alte Mazurka — ganz piano, so wie sie sich durch eine geschlossene Thüre zu einem hinausschleicht, der draußen steht. (Spielt.)

Laura (setzt sich rechts; dann zu Lassen).

Hörten Sie, wie schön er spielte?

Lassen.

Nein, ich habe es nicht gehört.

Laura.

Dann stimmte es wohl mit dem überein, woran Sie gerade dachten — sonst würde es gestört haben.

Lassen.

Wie war es denn?

Laura.

Wehmüthig — weich.

Lassen.

Ja, dann stimmte es vielleicht. — Ich saß da, und es wurde mir weich ums Herz, wenn Sie es wissen wollen.

Laura.

Haben Sie an sich selbst gedacht?

Lassen.

Oh, das war eine häßliche Frage. — Übrigens dachte ich wirklich an mich. Mich, als ich ein Junge mit kurzen Hosen war, die Mütze im Nacken, in dem Alter, da mein Vater mich an den Haaren zog und

sagte: Was für helle Tage doch so ein lustiger Bursch, der über alles lachen kann und nichts zu verbergen braucht, zu erwarten hat! — Und dann mich, wie ich hier sitze und — nun ja! Bloß, wie ich hier sitze! — Und dann endlich mich in zehn, zwanzig, dreißig Jahren — nein, begnügen wir uns damit, zwanzig zu sagen — dann bin ich fünfzig. — Herrgott, wie anders es doch oft den Kindern geht, als gute Eltern weissagen, während sie sie an den Haaren zupfen.

Laura.

Ja, wäre es nicht so —

Lassen.

Sie haben recht. Wer sollte dann unter anderem die vielen Junggesellenzimmer bevölkern, wo nicht gelebt wird, sondern spintisiert und bittere Gedanken ausgeheckt.

Laura (sich vorbeugend).

Wollen Sie nicht ein bisschen lauter spielen, Herr Mortensen?

Lassen.

Nun, ich wälze die Schuld nicht von mir ab. Aber — aber, kann es nicht doch manchmal scheinen, dass härter mit einem verfahren wurde, als nothwendig, als billig war? War es denn so unverantwortlich, das, was ich that? — Ja, gewiss war es treulos gegen Sie — ich leugne es nicht — aber es war doch nur Leichtsinn, Gedankenlosigkeit,

Laura.

Noch lauter, Herr Mortensen!

Lassen.

Es ist so thöricht, zu sagen, dass man etwas Geschehenes ungeschehen wünscht. Aber zu sagen, dass man etwas schlecht Gethanes wieder gut machen will, es vergeben und vergessen machen will, das hat doch wohl Sinn. Und das kann man so brennend, so brennend wünschen.

Laura (zu Mortensen hin).

Spielen Sie laut! Laut! So laut Sie können!

Stimmen (von außen).

Bravo! Bravo! Wir können ja anfangen zu tanzen. (Es wird zum Tanz geklatscht.) Meine Herren! Darf ich bitten, zu engagieren?

Lassen (zu Laura).

Was soll das? Glauben Sie, dass Sie mich übertäuben können.

Laura.

Nun ist es ja Tanzmusik.

Lassen.

Mein Lebenlang würde ich es bereuen, wenn ich mich jetzt zum Schweigen zwingen ließe.

Laura.

Herr Mortensen!

Lassen.

Ja, ja! Lassen Sie ihn noch stärker drauf los-hämmern und das Pedal treten, dass es wie Brüllen klingt und nicht wie Musik. Aber dann schreie ich — ja, Sie sehen mich an! Ich bin so demüthig und still gewesen, aber jetzt bin ich so gemartert, dass ich wirklich schreien könnte.

Laura.

Sie müssen zu spielen aufhören, Herr Mortensen. Sie müssen herkommen und sich zu uns setzen.

Mortensen (spielt weiter).

Geht nicht, Fräulein. Sie tanzen ja drinnen nach meinem Spiel.

Laura.

Hilft nichts. Sie müssen.

Mortensen (spielt weiter).

Ach, Gott bewahre! Es sind ja eine Menge Paare.

Laura.

Ich bitte Sie.

Mortensen.

Sie bitten mich? — Ja, dann bei allen Heiligen. (Bricht plötzlich sein Spiel ab und steht auf.)

Stimmen (von außen).

Was soll denn das heißen? — Weiterspielen! Weiterspielen!

Die Stimme des Großhändlers (von außen).

Was ist denn los, Herr Mortensen?

Mortensen.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Großhändler! Ich — ich habe einen Krampf in der Hand bekommen — plötzlich.

Die Stimme des Großhändlers.

Mortensen!

Mortensen.

Ja, Herr Großhändler!

Der Großhändler.

Sie sind ein unmöglicher Mensch.

Damenstimmen (von außen).

Stecken Sie die Hand ins Wasser.

Mortensen.

Es ist kein Wasser hier.

Damenstimme.

So lassen Sie sich von Herrn Lassen ein bischen massieren.

Mehrere Damenstimmen.

Ja, ja, Herr Mortensen. Das müssen Sie wirklich.

Mortensen.

Das nützt nichts. Ich kenne den Krampf — der ist hartnäckig — furchtbar hartnäckig.

Viele Stimmen.

Aah — hh.

Mortenſen (geht nach rechts).

Nun ſtehe ich zu Ihren Dienſten, Fräulein.

Laura.

Danke! Setzen Sie ſich alſo her.

Mortenſen (ſetzt ſich).

(Pauſe.)

Mortenſen.

Soll ich ſitzen bleiben?

Laura.

Ja, bitte!

Laſſen (zu Laura).

Herr Mortenſen bat mich vorhin, zu thuen, als ob er nicht zugegen wäre. Alſo — Herr Mortenſen iſt nicht da.

Mortenſen.

Nein, ich bin — nicht da.

Laura (zu Laſſen).

Sie werden doch nicht —?

Laſſen.

Wenn Herr Mortenſen nicht da iſt, ſind wir ja allein.

Laura.

Aber für mich ist Herr Mortensen da.

Mortensen (will aufstehen).

Ich glaube, der Krampf ist jetzt vorüber. Sollte ich nicht lieber —

Laura.

Nein, ich bitte Sie, sitzen zu bleiben.

Lassen.

Und wenn hier eine große Versammlung wäre, ich würde es jetzt nicht beachten. (Zu Laura.) Laura!

Laura (abbrechend).

Nein, nein!

Mortensen.

Pardon! Aber — bin ich wirklich nicht da? Ich hatte es mir nie so unangenehm vorgestellt, nicht da zu sein.

Lassen.

Warum unterbrechen Sie mich?

Laura (eifrig).

Herr Mortensen und ich haben etwas zu sprechen. — (Zu Mortensen.) Nicht wahr?

Mortensen.

Zu sprechen?

Laura.

Ach ja! Sie wissen doch! Erinnern Sie sich nicht? Der lange Gang mit den Lichtern und den Teppichen? Könnten Sie mich nicht ein bisschen hineingucken lassen? Was glauben Sie?

Mortensen (schüttelt den Kopf).

Das lässt sich nicht gut thun.

Laura.

Ich bitte Sie —

Mortensen.

Ach nein! Bitten Sie nicht! Bitten Sie nicht! Ich möchte so ungerne.

Laura.

Ich bitte aber doch — und so flehentlich.

Mortensen.

Ja, dann muss ich wohl.

Lassen.

Wenn nun ich Sie bitte, stille zu schweigen, Herr Mortensen.

Mortensen.

Das können Sie nicht — für Sie bin ich ja nicht da. Nun erzähle ich dem Fräulein eine Geschichte — eine alte, langweilige Geschichte.

Laura.

Das ist recht.

Mortensen.

Da war also dieser lange Gang — sagen wir, jawohl! Teppiche, Bilder, und so weiter. Die Füße traten weich — es duftete köstlich — aus einem Ballsaale erklang Musik — eine Mazurka. Die klang, als würde sie durch einen weichen Teppich gehaucht. Es war nur ein Mensch in dem großen Zimmer — ein kleiner, blasser Mann, der auf und ab gieng, auf und ab. Er war ein bischen wie ein Künstler herausgeputzt, das heißt in bescheidener Weise — er trug langes Haar. Da kam aus dem Ballsaal eine junge Dame heraus — ein feines kleines Wesen — die Arme blühten weich aus den Puffen heraus, und das Haar — nie in Ihrem Leben haben Sie so glänzendes Haar in Flechten gesehen. Sie trat auf den kleinen Mann zu und verneigte sich vor ihm — sie kam, um ihm Gelegenheit zu geben, zu sprechen, wenn er etwas auf dem Herzen hatte. Wissen Sie, was er zu ihr sagte? — Nicht ein Wort.

Laura.

Aber —?

Mortensen.

Er wagte nicht. Sie war sein Ideal — und vor seinem Ideal ist man ebenso scheu, wie vor einer Fee.

Laura.

Ist das alles?

Mortensen.

Nein, es kommt noch etwas Lächerliches. Das

fehlt ja nie, wenn es schief geht. Wie er in den Ballsaal tritt, was klingt ihm anderes entgegen, als die Mazurka — die alte Mazurka. Und da fällt ihm ein, daſs er nichts anderes tanzen kann, als Polka und zur Noth Galoppade — er war überhaupt ein sehr mäßiger Tänzer — und so verbeugt er sich vor ihr — schrecklich verlegen — und stammelt, daſs er nicht Mazurka tanzen kann.

Laura.

Aber wie gieng es ihm denn weiter?

Mortensen.

Ach — die Bilder wurden von den Wänden genommen, die Teppiche verschwanden von den Parketten, die Lichter im Kronleuchter erloschen — ja, so gieng es ihm.

Laura.

Und wie gieng es ihr?

Mortensen.

Solch ein überirdisch schönes, kleines Wesen verschwindet immer wie ein Nebelstreifen in klarer Luft. Hingegen blieb eine sehr irdische, kleine Person mit ihrem Namen und ihrer äußeren Gestalt zurück, die sich auf simple, irdische Art mit — gerade heraus gesagt, mit einem Manufacturwarenhändler verheiratete.

Laura.

War er ein braver Mann?

Mortensen.

Er maß Band ab und verkaufte Corsets, und wußte, wie viele Ellen Leinwand man zu einem Hemde braucht — sonst glaube ich nicht, daß viel von ihm zu sagen war.

Laura.

Wurde sie glücklich?

Mortensen.

Sie bekam viele Kinder — und dann starb sie.

(Pause.)

Laura.

Diese Geschichte hätte ganz anders ausgehen müssen.

Mortensen.

Der Schluß ist ja auch immer der heikelste Punkt einer Geschichte. Das kommt wohl davon, daß die Wirklichkeit keinen anderen Schluß hat, als den, daß man seine Augen schließt. Man wird alt, geht mit kleinen Schritten, lacht selten, weint niemals, paßt ängstlich auf seine Mahlzeiten auf, man ist nicht mehr von anderen zu unterscheiden, man löst sich in der großen, gemeinsamen Resignation auf. (Steht auf und geht auf das Clavier zu.) Nun, jetzt ist es wohl am besten, wenn ich die Kerzen wieder anzünde.

Laura.

Nein, warten Sie noch ein wenig!

Mortensen.

Wie Fräulein wünschen!

(Pause.)

Laura.

Herr Mortensen!

Mortensen.

Ja, Fräulein!

Laura.

Ich danke Ihnen für die Geschichte.

Mortensen.

Ich habe Ihnen zu danken, Fräulein.

(Pause.)

Laura.

Herr Mortensen!

Mortensen.

Ja, Fräulein!

Laura.

Ich — ich möchte Ihnen nur sagen — dass, wenn ich mir hätte denken können — ja, ich meine — ja, Sie verstehen mich vielleicht schon — dann würde ich Sie nicht gebeten haben, die Geschichte zu erzählen.

Mortensen.

Danke, Fräulein! (Setzt sich zum Clavier.)

Laura (bald darauf zu Lassen).

Warum reden Sie jetzt nicht?

Lassen.

Nein, nun rede ich nicht mehr.

Laura (sieht ihn eine Weile an).

Lassen.

Warum sprachen Sie jetzt?

Laura.

Ich?

Lassen.

Man kann etwas sagen, ohne zu sprechen.

Laura.

Ja, ich redete mit mir selbst.

Lassen.

Was die Menschen ein Selbstgespräch nennen. (Steht auf.) Nun glaube ich doch, dass wir Herrn Mortensen bitten könnten, die Kerzen anzuzünden.

Laura (heftig).

Aber ich will es nicht haben, sage ich Ihnen — noch nicht.

Lassen
(sieht sie erstaunt an).

Laura.

Setzen Sie sich wieder. Nun will ich sprechen.

Lassen (setzt sich).

Mit sich selbst?

Laura (nickt).

Aber Sie können es hören. (Nach einer Pause.) Jetzt ist mir weich ums Herz geworden.

Lassen.

Dann käme wohl jetzt die Reihe an mich, zu fragen, ob Sie selbst der Gegenstand Ihrer Gedanken waren?

Laura.

Ja, das war ich. Sagen Sie mir! Ist es Ihnen nicht, als ob Sie einen Weg gegangen wären, und jemand hätte an Ihnen vorbeigestreift, nur vorbeigestreift, so daß Sie gerade seine Augen sahen?

Lassen.

Wen meinen Sie?

Laura

(macht mit dem Kopfe eine Bewegung gegen das Clavier zu).

Er gehört zu den Einsamen — zu den Enttäuschten. Er hat es in den Augen und im Lächeln. — besonders im Lächeln. Man vergißt es nicht, wenn er an einem vorbeigestreift ist, selbst wenn man ihm nie mehr begegnet (Nach einer Pause.) Wenn ich ein Buch lese, in dem mir Menschen vorgeführt werden, einer nach dem anderen, dann habe ich nie diesen Eindruck — und wenn ich noch so entzückt bin.

Lassen.

Dann ist das Buch nicht mit großer Kunst geschrieben.

Laura.

O ja, es kann das beste sein, das es nur gibt — es ist doch nie so, wie einem lebendigen Menschen in die Augen zu sehen. Die Geschichten, die mich interessieren, lese ich in Büchern, — die, aus denen ich etwas lerne, lese ich in Gesichtern.

Lassen.

Sie haben gute Augen.

Laura.

Sehen Sie, als er — er an mir vorbeistrich — da mußte ich an mich selbst denken. Ich sah mich selbst in meinem Alter — solch ein altes Mädchen, das selten lachte, niemals weinte, ängstlich auf seine Mahlzeiten achtete (schüttelt den Kopf). Nein, ich fühlte soviel Mitleid mit mir selbst, denn — ich habe ja doch so viel Muth, zuleben.

Lassen.

Aber wer sagt denn, daß Sie —

Laura (abbrechend).

Ich selbst sage es.

Lassen.

Sie könnten doch einen anderen treffen.

Laura.

Ich treffe keinen anderen.

(Pause.)

Laura (sich vorbeugend).

Sehen Sie traurig aus?

Lassen.

Sie sprechen so vernünftig.

Laura.

Soll ich das nicht?

Lassen.

Es gibt etwas, das man eine Vernunftheirat nennt.

Laura.

Wir sind wohl gleich reich, wir beide — oder gleich arm.

Lassen.

Man kann ein Egoist sein und Berechnungen anstellen, auch wenn nicht von barem Geld die Rede ist.

Laura.

Sie müssen weiter hören. Als ich an mich selbst dachte, da sah ich auch Sie an. Es war eben vor einem Augenblick — Sie meinten, dass ich etwas sagte, ohne zu sprechen. Ich sah Sie als alten Mann — einen, der selten lachte — niemals weinte — ängstlich auf seine Mahlzeiten achtete. Und dieses Bild

— das (wirft sich vornüber, das Gesicht in den Händen) — das konnte ich nicht ertragen.

Lassen (springt auf).

Laura! (Beugt sich über sie und zieht sie an sich.) Nein, sage nichts! (Küsst sie.) Keiner von uns kann etwas Liebvolleres sagen, als Du soeben. — Jetzt — jetzt wollen wir Licht haben. (Zum Clavier hin sprechend.) Herr Mortensen, nun möchte das Fräulein Sie bitten, die Lichter anzuzünden.

Mortensen
(erhebt sich vom Clavier).

Ja, nun ist es auch Zeit. Ich höre den Schlosser am Schlüsselloch. (Die Thür geht auf. Der Großhändler, einige Damen und Herren kommen herein.)

Der Großhändler.

Was in aller Welt ist das jetzt? Haben Sie die Kerzen ausgelöscht, Mortensen?

Mortensen.

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Großhändler, ich habe nämlich zufällig — zufällig —

Der Großhändler.

Nun?

Mortensen.

Ja, die Sache muss sich jedesfalls so verhalten, dass — letzte Nacht war ich ja auch aus und spielte

zum Tanzen, und — und da war eben ganz bestimmt — wenn ich mich recht erinnere — etwas feuchtes Wetter — so ein recht unfreundliches Wetter — ja wahrhaftig, ein ganz niederträchtiges Wetter.

Der Großhändler.

Was geht denn das mich an?

Mortensen.

Ja—a, da hab' ich mich nun höchstwahrscheinlich verkühlt, in diesem scheußlichen Wetter — diesem Schweinewetter.

Der Großhändler.

Aber was zum Teufel hat Ihre Erkältung mit meinen Lichtern zu thuen?

Mortensen.

Ich nießte, Herr Großhändler! Ich nießte! und da — giengen die Lichter aus.

Der Großhändler.

Nein, hören Sie mal, Mortensen! Zuerst die eingeschnappte Thür —

Mortensen.

Ja, ich weiß schon.

Der Großhändler.

Dann der Krampf in der Hand! Und nun gar die Idee, die Lichter auszunießen!

Mortensen.

Ich gebe zu, dass das nicht so wenig ist, wenn man es zusammenstellt.

Laura.

Und dennoch lange nicht genug. Herr Mortensen hat große Verdienste — er ist ein hervorragender Mensch.

Der Großhändler.

So—o!

Laura.

Er ist so unterhaltend, so liebenswürdig gewesen, ja ich könnte mir geradezu keinen angenehmeren Leidensgefährten in der Gefangenschaft vorstellen.

Der Großhändler.

Ja, wenn Fräulein so sprechen, dann muss sich ein galanter Hausherr natürlich noch bei Mortensen bedanken. (Klopft Mortensen auf die Schulter.) Aber jetzt, lieber Mortensen, auch tüchtig drauf loshämmern! (Zur Gesellschaft gewendet.) Und Sie, meine Damen und Herren, darf ich Sie bitten, Ihr Bestes zu thuen, um die versäumte Zeit einzubringen?

Die Herren.

Hört! Hört!

(Es wird zum Tanz geklatscht. Mortensen setzt sich ans Clavier und spielt. Die Herren bieten den Damen den Arm und gehen in den Ballsaal, vom Großhändler gefolgt. Zuletzt Lassen und

Laura. Als sie beim Clavier sind, bleibt Laura stehen und legt Mortensen ihre Hand auf die Schulter. Er bricht das Spiel ab, wendet sich halb um und drückt ihr hastig die Hand.)

Die Stimme des Großhändlers (von außen).
Mortensen!

Mortensen (spielt rasch weiter).

(Vorhang.)

University of
Connecticut
Libraries